

Timo Luks

## Prekarität

### Eine nützliche Kategorie der historischen Kapitalismusanalyse

»In my ancestors' Portsea, those best off were the penny-capitalists, the grocers and bakers, the shopkeeper gently milking her neighbours or the pawnbroker, part ›housewives saviour‹, part loan-shark, but there was not much ballast if the tide turned.«<sup>1</sup>

»Die Geschichte nähert sich langsam wieder eher meinen Handwerkern an und entfernt sich vom Fabrikmodell. Heute steht man vor all diesen Formen der Rückkehr zu einer Art von Handwerksarbeit, Hausarbeit, Kleinunternehmertum, Familienarbeit, Kinderarbeit. Inmitten des heutigen Kapitalismus kehrt man zu Formen zurück, die denen ähneln, die ich behandelt habe. [...] Offensichtlich versucht man durch das Beharren auf dem ›Post-Fordismus‹ zu verdecken, dass wir heute nicht bloß nach dem Fordismus sind, sondern auch hinter ihn zurückgefallen sind.«<sup>2</sup>

Das 19. Jahrhundert ist fast vollständig vom Radar der Geschichtswissenschaft verschwunden. Christopher Baylys oder Jürgen Osterhammels globalgeschichtliche Synthesen haben, so scheint es, auch den letzten noch offenen Wunsch erfüllt; und selbst da kann man spekulieren, ob Leserinnen und Leser »The Birth of the Modern World« und »Die Verwandlung der Welt« aus Interesse am 19. Jahrhundert oder am Synthesepotenzial der Globalgeschichte in die Hand nehmen.<sup>3</sup> Dass eine Epoche nach intensiver Beforschung, die in Synthesen mit finalem Anspruch mündet, in den Hintergrund rückt, gehört zur Normalität aufmerksamkeitsökonomischer Konjunkturzyklen. Hinzu kommt, dass das 19. Jahrhundert inzwischen weiter weg ist, als das vor 30 Jahren der Fall war, und die Interessen der Zeitgeschichte inzwischen bis in die 1980er-Jahre hineinreichen. Das Ausmaß, in dem die Beschäftigung vor allem mit der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zurückgegangen ist, erstaunt aber schon.<sup>4</sup> Zudem tragen jüngere Periodisierungsvorschläge zu einer »Verkürzung« des 19. Jahrhunderts bei.<sup>5</sup> Das 19. Jahrhundert schrumpft dabei nicht nur in seiner zeitlichen Ausdehnung, sondern auch in seiner Bedeutung als Schlüssel-epoche moderner Geschichte. Die Theoreme der Doppelrevolution und der Sattelzeit lenkten die Aufmerksamkeit früherer Forschung auf die Jahrzehnte um 1800 als Phase eines fundamentalen Einschnitts auf dem Weg in die Moderne. An die Stelle dieser Perspektive ist die Überzeugung getreten, dass die wesentliche Zäsur eher im Umfeld des Ersten Weltkriegs

1 Alison Light, *Common People. The History of an English Family*, London 2014, S. 231f.

2 Jacques Rancière, *Die Methode der Gleichheit*, Wien 2014 (zuerst frz. 2012), S. 156f.

3 Vgl. Christopher A. Bayly, *The Birth of the Modern World, 1780–1914. Global Connections and Comparisons*, Oxford 2004; Jürgen Osterhammel, *Die Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts*, München 2009.

4 Die folgenden Ausführungen zum Verschwinden des 19. Jahrhunderts stützen sich auf David Blackburn, »Honey, I Shrunk German History«, in: *German Studies Association Newsletter* 38, 2013/14, Nr. 2, S. 44–53; Paul Nolte, *Abschied vom 19. Jahrhundert oder Auf der Suche nach einer anderen Moderne*, in: Dieter Langewiesche/Paul Nolte/Jürgen Osterhammel (Hrsg.), *Wege der Gesellschaftsgeschichte*, Göttingen 2006, S. 103–132.

5 Die Vorschläge laufen darauf hinaus, dass das 20. Jahrhundert »länger« wird, zumindest aber »früher«, in der Regel in den 1880er-Jahren, beginnt. Vgl. dazu Anselm Doering-Manteuffel, *Die deutsche Geschichte in den Zeitbögen des 20. Jahrhunderts*, in: *VfZ* 62, 2014, S. 321–348; Ulrich Herbert, *Europe in High Modernity. Reflections on a Theory of the 20th Century*, in: *JMEH* 5, 2007, S. 5–21; Charles S. Maier, *Consigning the Twentieth Century to History. Alternative Narratives for the Modern Era*, in: *AHR* 105, 2000, S. 806–831; Lutz Raphael (Hrsg.), *Theorien und Experimente der Moderne. Europas Gesellschaften im 20. Jahrhundert*, Köln/Weimar etc. 2012.

zu verorten sei. Inhaltlich heißt das zumeist: Das letzte Drittel des 19. Jahrhunderts wird »moderner«, das erste Drittel »traditionaler« (und im Zweifelsfall als Verlängerung des erodierenden Ancien Régime der »Vormoderne« zugeschlagen). Das mittlere Drittel wird auf 1848 reduziert. Die Konsequenz ist eine Auflösung der Epocheneinheit des 19. Jahrhunderts. Für eine theoretisch ambitionierte Sozialgeschichte des Kapitalismus hat das erhebliche Auswirkungen, schließlich wurde vor allem der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts vor 30 oder 40 Jahren nicht zuletzt deshalb besondere Aufmerksamkeit gewidmet, weil man in dieser Epoche die Formationsphase des modernen Kapitalismus vermutete. Im Umkehrschluss kann es auch für heutige Vorstellungen von Kapitalismus nicht folgenlos bleiben, wenn diese Phase ausgeblendet oder vermittelt durch einen Forschungsstand rezipiert wird, der aus den 1970er- und 1980er-Jahren datiert, und somit heutigen Fragestellungen, neuen Konzepten und veränderten Blickwinkeln nicht mehr vollends gerecht wird. Hier möchte ich ansetzen.

Ich werde im Folgenden keine Fallstudie vorstellen, sondern einige theoretische Fragen diskutieren und dabei für eine neuerliche Beschäftigung mit dem 19. Jahrhundert plädieren. Es soll gezeigt werden, wie eine solche Neubeschäftigung unter kapitalismustheoretischen und -historischen Vorzeichen aussehen könnte. Mein Beitrag versucht, zeithistorische Forschungen zum Strukturbruch der 1970er-Jahre sowie aktuelle sozialwissenschaftliche Diskussionen zur Transformation des Kapitalismus für eine Neuinterpretation des 19. Jahrhunderts nutzbar zu machen. Empirisch stütze ich mich auf Beispiele aus der Sozialgeschichte von Handwerk und Arbeiterschaft. Dabei wird die These entwickelt, dass ein Brückenschlag zwischen dem Vormärz und den Jahren »nach dem Boom« aufgrund struktureller Ähnlichkeiten beider Epochen aufschlussreich ist. In diese Richtung weist etwa Jacques Rancière eingangs zitierte Bemerkung, dass der *postfordistische* Kapitalismus in vielerlei Hinsicht als Aktualisierung des *präfordistischen* Kapitalismus erscheint. Im Vorwort zur englischen Neuauflage (2012) seiner großen sozialhistorischen Studie zur Arbeitergeschichte des frühen 19. Jahrhunderts präzisiert Rancière diesen Punkt:

»Die aktuellen Formen des Kapitalismus, das Auseinanderbrechen des Arbeitsmarktes, die Vernichtung der Systeme gesellschaftlicher Solidarität und die Prekarisierung der Beschäftigungsverhältnisse erzeugen Arbeitererfahrungen und Lebensformen, die möglicherweise jenen dieser Handwerker aus der Vergangenheit näher sind als dem Universum der immateriellen Arbeit und des frenetischen Konsums, das uns so selbstgefällig entworfen wird. Die zeitgenössischen Arbeitsformen bringen die Phänomene der Aufteilung der Zeit und der Teilnahme an mehreren Erfahrungswelten wieder auf die Tagesordnung, die ›Die Nacht der Proletarier‹ beschreibt: Oszillation zwischen Arbeit und Arbeitslosigkeit, Entwicklung von Teilzeitarbeit und allen Formen der Unregelmäßigkeit; Vervielfältigung auch derer, die eine Ausbildung für eine Arbeit haben und eine andere tun, die in einer Welt arbeiten und in einer anderen leben – auch das bedeutet Einwanderung.«<sup>6</sup>

Nutzt man diese sozialhistorisch-theoretisch grundierte Anregung sowie jüngere sozialwissenschaftliche Forschungen als Brücke in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts und liest ältere Forschungen zu dieser Epoche ein wenig gegen den Strich, dann lässt sich das Koordinatensystem der Kapitalismustheorie und der Sozialgeschichte des Kapitalismus in der Weise verschieben, dass der Industriekapitalismus nicht mehr als maßgebender Normalfall fungiert. Vor diesem Hintergrund verfolge ich eine argumentative Linie, die die fließenden Grenzen subsistenzökonomischer und kapitalistischer Praktiken betont und um die Figuren der prekären Selbstständigkeit, des *penny capitalism* sowie des Klein- und Kleinstunternehmertums kreist.

Im ersten Teil meines Aufsatzes werde ich aufzeigen, dass sowohl Arbeiten zum 19. Jahrhundert als auch zur Epoche »nach dem Boom« in der Regel auf das industriekapita-

6 Jacques Rancière, *Die Nacht der Proletarier*. Archive des Arbeitertraums, Wien/Berlin 2013 (zuerst frz. 1981), S. 18.

listische Akkumulationsregime verweisen – und welche Schwierigkeiten das mit sich bringt. Der zweite und dritte Teil dient der Klärung des begrifflichen Koordinatensystems: einerseits der Differenzierung der Kategorien »Kapitalist«, »Unternehmer« und »Selbstständiger«; andererseits der Kategorien »Subsistenz« und »Prekarität«. Innerhalb dieses Koordinatensystems wird es möglich, Zwischenbereiche zu konturieren, die in der sozialhistorischen Forschung verschiedentlich angesprochen, allerdings nicht systematisch auf ihr Erklärungspotenzial für eine Theorie und Geschichte des Kapitalismus befragt worden sind. Der vierte Teil widmet sich exemplarisch einigen dieser Zwischenbereiche und stellt die im Motto von Alison Light angesprochenen Kleingeldkapitalisten ins Zentrum der Analyse. Abschließend wird versucht, Kriterien für einen epochenübergreifenden Vergleich kleingeldkapitalistischer Praktiken zu skizzieren.

## I. DER INDUSTRIEKAPITALISMUS ALS FIXPUNKT

In zahlreichen geschichtswissenschaftlichen Arbeiten erscheint die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts als Epoche der Entfesselung des modernen *Industriekapitalismus*, zunächst vor allem in England, dann aber auch in anderen westeuropäischen Regionen, etwa dem Rheinland oder Sachsen.<sup>7</sup> Mehr oder weniger teleologisch wird der Industriekapitalismus in verschiedenen Studien zum Fixpunkt gemacht. Berücksichtigt man deren Entstehungszeit – die Hochphase des Industriekapitalismus –, mag das plausibel sein. Verstärkt wurde die Ausrichtung sozialhistorischer Forschungen auf den Industriekapitalismus durch die Anlehnung an eine sozialwissenschaftliche Theorietradition des 19. Jahrhunderts, deren Rezeption ganz bestimmte Prozesse ins Zentrum des Verständnisses der modernen Geschichte überhaupt rückte.<sup>8</sup> Dabei griff oft die bereits bei Karl Marx sichtbare Tendenz, Kapitalismus in einer Weise zu definieren, »dass er in voller Ausprägung erst als Industriekapitalismus in Erscheinung trat, mit der ›großen Industrie‹ und massenhafter Lohnarbeit im Zentrum«.<sup>9</sup> Der ebenso theoretische wie empirische und normative Zuschnitt moderner

7 In der Industrialisierungsforschung wird bereits seit Langem die Notwendigkeit betont, verschiedene *regionale* Industrialisierungspfade in den Blick zu nehmen. Dabei treten mitunter erhebliche Unterschiede etwa hinsichtlich der Bedeutung des Heimgewerbes, der Verfügbarkeit von (kaufmännischem) Investitionskapital oder arbeitsmarktlicher Voraussetzungen hervor. Vgl. schon *Sidney Pollard* (Hrsg.), *Region und Industrialisierung. Studien zur Rolle der Region in der Wirtschaftsgeschichte der letzten zwei Jahrhunderte*, Göttingen 1980; aber auch *Rudolf Boch*, *Grenzenloses Wachstum? Das rheinische Wirtschaftsbürgertum und seine Industrialisierungsdebatte von 1814 bis 1857*, Göttingen 1991; *Michael Schäfer*, *Eine andere Industrialisierung. Die Transformation der sächsischen Textilexportgewerbe 1790–1890*, Stuttgart 2016.

8 »Der Übergang von der ›traditionalen‹ in die ›moderne‹ Gesellschaft«, so *Nolte*, Abschied vom 19. Jahrhundert, S. 114, »wurde ausbuchstabiert als Alphabetisierung, Industrialisierung, Urbanisierung, Klassenbildung, Säkularisierung, Bürokratisierung – Prozesse, deren ›reales Substrat‹ zumal in der mitteleuropäisch-deutschen Geschichte überwiegend im 19. Jahrhundert zu verorten war (jedenfalls damals verortet wurde)«. Die moderne Sozialgeschichte, so Benjamin Ziemann, verschrieb sich einer *ganz bestimmten* soziologischen Theorietradition, um die von alternativen Theorieangeboten »ausgehende ›Verunsicherung des Projekts der Moderne‹ auf sichere Distanz zu halten«, *Benjamin Ziemann*, *Sozialgeschichte und Empirische Sozialforschung. Überlegungen zum Kontext und zum Ende einer Romanze*, in: *Barbara Lüthi/Pascal Maeder/Thomas Mergel* (Hrsg.), *Wozu noch Sozialgeschichte? Eine Disziplin im Umbruch. Festschrift für Josef Mooser zum 65. Geburtstag*, Göttingen 2012, S. 131–149, hier: S. 142.

9 *Jürgen Kocka*, *Geschichte des Kapitalismus*, München 2013, S. 12. Diese Engführung spiegelt sich auch in Marx' Fassung der Arbeiterklasse, die um das Industrieproletariat kreist und damit der Komplexität sozialer Klassenlagen der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts nicht vollends gerecht zu werden vermag. Vgl. *Ahlich Meyer*, *Eine Theorie der Niederlage. Marx und die Evidenz*

Gesellschaften als »industriekapitalistisch« ist eine der Folgen. Vor allem zeigt sich das in Gesamtdarstellungen, die zwar *thematisch* keineswegs alles auf den Industriekapitalismus reduzieren, *konzeptionell* aber doch vieles auf ihn ausrichten.

Eric Hobsbawm argumentiert im ersten Band seiner Geschichte des 19. Jahrhunderts, dass sich zwischen 1789 und 1848 nicht der Durchbruch der Industrie schlechthin, sondern derjenige der *kapitalistischen* Industrie ereignete. Hobsbawm konturiert die Epoche als Übergang vom agrarischen zum Industriekapitalismus. Zwar lässt er keinen Zweifel, dass die industrielle Revolution in kapitalistischen Bahnen verlief, doch kommt er auf die Spezifika dieses Kapitalismus nur cursorisch zu sprechen. Er verweist auf die allgemeine Verbreitung des »cash nexus«, die bereits in dieser Epoche beachtliche Anhäufung von Investitionskapital, die Durchsetzung kapitalistischen Unternehmertums, die Anerkennung des Profitmotivs, die Unterwerfung der Arbeit sowie das Herausreißen der Arbeiter aus Subsistenzstrukturen.<sup>10</sup> Der Industriekapitalismus dieser Phase war allerdings noch ein gebremster Kapitalismus.

»What strikes us retrospectively about the first half of the nineteenth century is the contrast between the enormous and rapidly growing productive potential of capitalist industrialization and its inability, as it were, to broaden its base, to break the shackles which fettered it. It could grow dramatically, but appeared unable to expand the market for its products, the profitable outlets for its accumulation capital, let alone the capacity to generate employment at a comparable rate or at adequate wages.«<sup>11</sup>

Nach 1848 brach dann aber unumkehrbar das Zeitalter des Kapitals an. Seit den 1860er-Jahren gelangte das Wort »Kapitalismus« in den allgemeinen Sprachgebrauch. Wachstum, Markt und privates Unternehmertum setzten sich als ökonomische, soziale und mentale Orientierungspunkte durch. Insbesondere war die Zeit zwischen 1848 und 1875 durch eine massive Ausdehnung des fixen Kapitals wie auch der Kredite gekennzeichnet. Beides zusammen markiert für Hobsbawm den Siegeszug des Industriekapitalismus.<sup>12</sup>

Hans-Ulrich Wehler weist im zweiten Band seiner »Deutschen Gesellschaftsgeschichte«, der sich dem Zeitraum 1815–1845/49 widmet, darauf hin, dass diese Epoche kapitalismushistorisch durch Überlagerungen gekennzeichnet war: fortgesetzter Aufstieg des Agrarkapitalismus; beträchtlicher Entwicklungsschub des Handelskapitalismus; Take-off des Industriekapitalismus seit den 1840er-Jahren.

»Handels-, Gewerbe- und Agrarkapitalismus hatten bereits ein hohes Entwicklungsniveau erreicht und nach der Auffassung aller Experten essentielle Vorbedingungen geschaffen, als jener Spätling unter allen Spielarten des Kapitalismus, der Industriekapitalismus, mit ungeheurer Wucht seinen Siegeszug antrat. Trotz der immensen sozialen Kosten, die damit verknüpft waren und sind, begann nunmehr doch eine beispiellose Erfolgsgeschichte, die nicht nur zu einem fundamentalen Strukturwandel der von ihm eroberten Gesellschaften führte, sondern völlig neue Dimensionen der *Conditio humana* eröffnete.«<sup>13</sup>

In sozialhistorischen Gesamtdarstellungen zum 19. Jahrhundert wird die Entstehung des Industriekapitalismus also – durchaus mit guten Gründen – als zentrales Ereignis akzentuiert, auf das andere Themenfelder interpretatorisch ausgerichtet werden können. Nicht-industrielle ökonomische Praktiken sind von der Sozialgeschichte natürlich nicht igno-

---

des 19. Jahrhunderts, in: *Marcel van der Linden* (Hrsg.), *Über Marx hinaus. Arbeitsgeschichte und Arbeitsbegriff in der Konfrontation mit den globalen Arbeitsverhältnissen des 21. Jahrhunderts*, Berlin/Hamburg 2009, S. 311–333.

10 Vgl. *Eric J. Hobsbawm*, *The Age of Revolution, 1789–1848*, New York 1996 (zuerst 1962), insb. S. 1f., 31f. und 39.

11 *Ders.*, *The Age of Capital, 1848–1875*, New York 1996 (zuerst 1975), S. 33.

12 Vgl. *ebd.*, S. 1 und 214f.

13 *Hans-Ulrich Wehler*, *Deutsche Gesellschaftsgeschichte*, Bd. 2, München 1987, S. 592f.

riert worden, analytisch und theoretisch wurden sie aber immer wieder über ihr Verhältnis zum Industriekapitalismus zu fassen gesucht. So haben etwa Forschungen zur Proto-Industrialisierung wichtige neue Impulse hinsichtlich des Zuschnitts der Sozialgeschichte des Kapitalismus gesetzt, die Entstehung dieses Konzepts war allerdings ebenfalls mit dem Anliegen verbunden, den *Übergang zum Fabrikssystem* zu fassen. »As a general concept it seeks to locate the origins of industrialization in a particular analytical configuration of rural industry, agricultural specialization, merchant capitalism, and household organization.«<sup>14</sup> Innerhalb dieses Geflechts ist es nicht immer leicht, zwischen neben-gewerblicher Produktion, ländlichem Handwerk oder bereits vollständig in die ländliche Industrieproduktion eingebundenen Arbeitern und Familien zu unterscheiden. Zudem besteht in der Proto-Industrialisierungsforschung die Tendenz, den Aufstieg zentralisierter Produktionseinheiten als notwendige Voraussetzung von Industrialisierung und industriekapitalistischer Dynamik anzusehen.<sup>15</sup>

Aus globalgeschichtlicher Perspektive relativiert sich die Identifizierung des Industriekapitalismus mit dem Kapitalismus schlechthin. Jürgen Osterhammel konturiert das globale 19. Jahrhundert zwar als Epoche der »Ausbreitung der industriellen Produktionsweise sowie der damit verbundenen Gesellschaftsformen über große Teile der Welt«, betont aber, dass es »nicht die Zeit einer einförmigen und gleichmäßigen Industrialisierung« war. Der Kapitalismusbegriff wird explizit von der konzeptionellen Bindung an seine industrielle Ausprägung im 19. Jahrhundert gelöst.<sup>16</sup> Sven Beckert lenkt die Aufmerksamkeit wiederum auf die *Voraussetzungen* des Industriekapitalismus, den er als Folge und Weiterentwicklung eines vorangegangenen »Kriegskapitalismus« begreift:

»Der Kriegskapitalismus gedieh nicht in den Fabriken, sondern auf Feldern; er war nicht mechanisiert, sondern flächen- und arbeitsintensiv, da er auf der gewaltsamen Enteignung von Land und Arbeitern in Afrika, Asien und den Amerikas beruhte. [...] Wenn wir an Kapitalismus denken, dann denken wir an Lohnarbeiter – aber diese erste Phase des Kapitalismus basierte im Wesentlichen nicht auf freier Arbeit, sondern auf Sklaverei. Wenn wir an Kapitalismus denken, dann denken wir an Verträge und Märkte, aber die erste Phase des Kapitalismus gründete sich häufig auf den Einsatz von Gewalt und körperlichem Zwang.«<sup>17</sup>

Beckert betont, dass der Kriegskapitalismus den Industriekapitalismus hervorbrachte und diese Abhängigkeit dafür sorgte, dass »das Projekt der Industrialisierung in die Hände weniger privilegierter Weltgegenden gelegt« wurde. Entscheidend ist für Beckert allerdings die Diversität des Kapitalismus. Die Koexistenz »unterschiedlicher, aber voneinander abhängiger Formen des Kapitalismus war vielleicht die wahre Innovation des späten 18. und frühen 19. Jahrhunderts«.<sup>18</sup> Damit wird der Blick geöffnet für eine historische Kapitalismusanalyse, die die Heterogenität kapitalistischer Praktiken betont.<sup>19</sup>

14 *Geoff Eley*, The Social History of Industrialization. »Proto-Industry« and the Origins of Capitalism, in: *Economy and Society* 13, 1984, S. 519–539, hier: S. 521.

15 Vgl. ebd., S. 525f.

16 Vgl. *Osterhammel*, *Verwandlung der Welt*, S. 909–957. Christopher Bayly verzichtet gänzlich auf eine Auseinandersetzung mit dem Konzept des Kapitalismus und beschränkt sich stattdessen auf das Problem der Industrialisierung, vgl. *Bayly*, *Birth of the Modern World*, S. 170–198.

17 *Sven Beckert*, *King Cotton. Eine Geschichte des globalen Kapitalismus*, München 2014, S. 12f.

18 Ebd., S. 171.

19 Die »Cambridge History of Capitalism« leistet dies gerade nicht. Der dort in Anschlag gebrachte außerordentlich unbestimmte Kapitalismusbegriff drängt eher in Richtung Enthistorisierung und Homogenisierung ökonomischer Praktiken. Wenn bereits die Existenz eines mehr oder weniger nachhaltigen ökonomischen Wachstums als Indikator für das Vorhandensein kapitalistischer Tendenzen gilt, dann lässt sich zu nahezu jeder Zeit und an nahezu jedem Ort »Kapitalismus« finden. Entsprechend heißt es dann auch: »We look for the beginnings of capitalism as far back as archaeologists have been able to detect tangible evidence of some human activity

In der jüngeren Zeitgeschichte wird, gleichsam von der anderen Seite her, die industrielle Hochmoderne deutlicher als eine *spezifische*, an ihr Ende gekommene Epoche akzentuiert. In den Blick geraten ist dabei die Transformation des Industriekapitalismus seit den 1970er-Jahren – zunächst als krisenhafter Einschnitt, dann als Beginn eines neuen Typs von Kapitalismus. Mit dem Ende des Nachkriegsbooms in den 1970er-Jahren, so Anselm Doering-Manteuffel und Lutz Raphael, ging zugleich »ein Ordnungsmodell der industriellen Lebenswelt« zu Ende.<sup>20</sup> Die Annahme des *Industriekapitalismus* als Normalfall relativiert sich dabei zwar, aber er bleibt dennoch insofern Fixpunkt, als die Folgeepoche als Auflösung der industriekapitalistischen Gesellschaftsformation interpretiert wird. An jüngeren sozialwissenschaftlichen Diskussionen, die oft auf zeithistorische Forschungen Bezug nehmen und auf sie zurückwirken, fällt auf, dass nahezu alle neueren Ansätze von der wirtschafts- und sozialgeschichtlich zwar plausiblen, keineswegs aber unumstrittenen Setzung ausgehen, dass der Kapitalismus in eine neue Phase eingetreten sei. In Abgrenzung zur vorangegangenen Phase wird dieser neue Kapitalismus als postindustriell oder postfordistisch bezeichnet.<sup>21</sup> Positiv wird er bestimmt als flexibler Kapitalismus<sup>22</sup> beziehungsweise Finanzmarktkapitalismus. Mit letzterem wird ein neuer Kapitalismustyp bezeichnet, der seinen Ausgang in einer Verschiebung der Modi der Unternehmensfinanzierung nahm. »Der Finanzmarkt-Kapitalismus« so Paul Windolf,

»markiert eine weitere Stufe in der Evolution kapitalistischer Produktionsregime. [...] Die prinzipiell neue Konstellation im Finanzmarkt-Kapitalismus ist darin zu sehen, dass die operatorische Logik der Aktienmärkte unmittelbar auf die Strategien und internen Kontrollstrukturen der Unternehmen einwirkt.«<sup>23</sup>

Damit einher geht die Tendenz zu kurzfristiger Orientierung und schneller Profitmaximierung statt strategischer Unternehmensausrichtung sowie eine Verschiebung von Kontroll- zu Eigentumsrechten (Shareholder-Value). Einzubetten wäre diese jüngere Entwicklung in eine längerfristige Transformation des Kapitalismus, die sich beispielsweise am Wandel des Geld- und Kreditsystems seit dem späten 18. Jahrhundert nachvollziehen lässt. Die entscheidende Neuerung auf dem Weg zum Finanzmarktkapitalismus, so Joseph Vogl, besteht in einer »konsequenten Verzeitlichung des Systems«, das heißt dem Einsetzen eines »endlosen Aufschubs [...], der eine allgemeine und vollständige Kompensation der umlaufenden Schulden ausschließt. Zahlungsketten sind nun stets Ketten von Zahlungsverprechen, jede Operation erscheint als Antizipation einer offenen Zukunft und löst einen geschlossenen Kreis bloßer Gegenseitigkeit auf.«<sup>24</sup>

---

that was consistent, if not fully congruent, with the practices of modern capitalism«, *Larry Neal*, Introduction, in: *ders./Jeffrey G. Williamson* (Hrsg.), *The Cambridge History of Capitalism*, Cambridge 2014, Bd. 1, S. 1–23, hier: S. 6. Die verschiedenen Beiträge namentlich des ersten Bands fahnden dann nach Eigentumsrechten, vertragsrechtlichen Garantien, Märkten und wirtschaftspolitischen Flankierungsmaßnahmen, deren auch nur rudimentäres Vorhandensein es rechtfertigen soll, eine Gesellschaft als »kapitalistisch« zu identifizieren.

20 Vgl. *Anselm Doering-Manteuffel/Lutz Raphael*, Nach dem Boom. Perspektiven auf die Zeitgeschichte seit 1970, Göttingen 2008, insb. S. 15–56; sowie *Charles S. Maier*, »Malaise«. The Crisis of Capitalism in the 1970s, in: *Niall Ferguson/Charles S. Maier/Erez Manela* u. a. (Hrsg.), *The Shock of the Global. The 1970s in Perspective*, Cambridge/London 2010, S. 25–48.

21 Zur Historisierung dieser Diagnose vgl. *Doering-Manteuffel/Raphael*, Nach dem Boom, S. 61–66.

22 Zu »Flexibilität« als Schlüsselkategorie vgl. *Luc Boltanski/Ève Chiapello*, *Der neue Geist des Kapitalismus*, Konstanz 2006 (zuerst frz. 1999).

23 *Paul Windolf*, Was ist Finanzmarkt-Kapitalismus?, in: *ders.* (Hrsg.), *Finanzmarkt-Kapitalismus. Analysen zum Wandel von Produktionsregimen*, Wiesbaden 2005, S. 20–57, hier: S. 52.

24 *Joseph Vogl*, *Das Gespenst des Kapitals*, Zürich 2011, S. 77f.

Die bisher diskutierten Forschungsansätze teilen einen entwicklungslogischen Ansatz. Überall findet sich die Annahme, dass sich verschiedene Kapitalismustypen ablösen. Das bleibt nicht ohne Konsequenzen. *Erstens* begibt man sich damit in eine Logik, die historische Phänomene ausschließlich im Modus des »noch nicht« beziehungsweise »nicht mehr« verhandeln kann. Auf diese Weise lassen sich zwar immer neue »Phasen« des Kapitalismus identifizieren, aber es lässt sich weder ein Beitrag zu einer allgemeinen Kapitalismustheorie noch zu einem kapitalismusgeschichtlichen Epochenvergleich leisten. *Zweitens* kommt eine Fixierung auf den Industriekapitalismus als Bezugspunkt zum Vorschein; mit der Folge, dass bestimmte historische Erscheinungen zu kapitalismustheoretischen Setzungen verallgemeinert, andere historische Erscheinungen aus der Kapitalismustheorie herauskomplimentiert werden.

## II. KAPITALIST, UNTERNEHMER, SELBSTSTÄNDIGER

Die Begriffe »Kapitalist«, »Unternehmer« und »Selbstständiger« verweisen aufeinander. Einzelne Charakteristika lassen sich ineinander übersetzen, die Begriffe sind aber nicht deckungsgleich. Definitionsversuche eines Begriffs schließen in der Regel Abgrenzungen zu den beiden anderen Begriffen ein. Diese Spannung ist konstitutiver Teil der verschiedenen Definitionen. »Kapitalist«, »Unternehmer« und »Selbstständiger« bilden eine *Begriffskonstellation*.<sup>25</sup> Eine Sozialgeschichte des Kapitalismus sieht sich also mit der Herausforderung konfrontiert, dass ein Wandel der mit einem der Begriffe bezeichneten Praktiken Auswirkungen auf die gesamte Begriffskonstellation hat, etablierte Abgrenzungen also problematisch werden.

In der industriellen Gesellschaft verweist der Kapitalbegriff auf die »Vorstellung von der Vermehrbarkeit der Güter, die Annahme und Erfahrung des wirtschaftlichen Wachstums«.<sup>26</sup> Zunehmend meinte »Kapital« nicht mehr nur Handelskapital, sondern auch das in Manufakturen und Fabriken *investierte* Kapital, und auch nicht mehr ausschließlich Geld, sondern ebenso Waren und Produktionsanlagen. Als »Kapitalist« galten noch im 18. Jahrhundert recht pauschal und unspezifisch Geldbesitzer im Allgemeinen, darunter Kaufleute, Bankiers, Rentiers und andere. Kritisch gewendet konnte der Begriff zum Einsatz kommen, wenn bürgerliche Autoren all jene einer Kategorie zuordnen wollten, die von »arbeitslosem Einkommen« lebten. Erst Anfang des 19. Jahrhunderts verschob sich die Begriffsbedeutung. So schrieb etwa Friedrich Benedict Weber 1813 in seinem »Lehrbuch der politischen Oekonomie«, Kapitalist seien all jene, die »den Überschuss ihrer Arbeit, ihres Verdienstes über ihre nötige Konsumtion sammeln, um ihn aufs Neue auf Production und Arbeit zu verwenden«.<sup>27</sup> In einer nun geläufiger werdenden Abgrenzung zum Begriff des Unternehmers wurde der nutz- und gewinnbringende Einsatz von Kapitalien zum spezifischen Merkmal des Kapitalisten. In diesem Sinn ist bis heute »theoretisch Kapitalist, wer einen Geldüberschuss besitzt und ihn investiert, um daraus einen Gewinn zu erzielen, der den ursprünglichen Überschuss vergrößert«.<sup>28</sup> Diesem akkumulationsbezogenen Begriff hat Joseph Schumpeter einen anderen Akzent verliehen, als er den Kapi-

25 Alle drei Begriffe stehen dann wiederum in einem Spannungs- und Abgrenzungsverhältnis zum »abhängig beschäftigten Lohnarbeiter«.

26 Dazu und zum Folgenden: *Marie-Elisabeth Hilger*, Kapital, Kapitalist, Kapitalismus, in: *Otto Brunner/Werner Conze/Reinhart Koselleck* (Hrsg.), *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*, Bd. 3, Stuttgart 1982, S. 399–454, hier: S. 409.

27 Zit. nach: ebd., S. 437.

28 *Boltanski/Chiapello*, *Der neue Geist des Kapitalismus*, S. 40.

talisten als denjenigen definierte, der den zur Durchsetzung von Innovationen im Produktionsprozess notwendigen Kredit bereitstellt und damit auch das Risiko wirtschaftlicher Unternehmungen trägt.

»The capitalist [...] is the agent that furnishes either physical or monetary capital. Therefore it is he who bears the business risks even if, as in the cases of the bondholder or simple creditor, he is, excepting bankruptcy, protected at the expense of the shareholder: that is to say, risks are always borne by those who furnish the means for a business venture although these risks may be unequally distributed among them.«<sup>29</sup>

Die mit der Industrialisierung aufkommende Diskussion um den *Unternehmer*begriff kreiste um zwei Aspekte: den Einsatz von Kapital samt den damit verbundenen Chancen und Risiken sowie die Durchführung und Leitung geschäftlicher Aktivitäten. Im Rahmen dieser Begriffsdiskussion wurde der Unternehmer als »Hauptträger der Produktion« adressiert, als »derjenige, der alle Produktionsmittel zusammenfaßt und kraft seiner Stellung die maßgeblichen Dispositionen in seiner Unternehmung trifft«.<sup>30</sup> Für Schumpeter besteht die Funktion des Unternehmers darin,

»die Produktionsstruktur zu reformieren oder zu revolutionieren entweder durch die Ausnützung einer Erfindung oder, allgemeiner, einer noch unerprobten technischen Möglichkeit zur Produktion einer neuen Ware bzw. zur Produktion einer alten auf neue Weise, oder durch die Erschließung einer neuen Rohstoffquelle oder eines neuen Absatzgebietes oder durch die Reorganisation einer Industrie usw.«<sup>31</sup>

Der Unternehmer sei das einzige Wirtschaftssubjekt, das der Kreditgewährung notwendig bedürfe:

»Um überhaupt produzieren, seine neuen Kombinationen durchführen zu können, braucht der Unternehmer Kaufkraft. Und diese Kaufkraft wird ihm nicht, wie dem Produzenten im Kreislauf, automatisch im Erlös der Produkte aus der vorhergegangenen Wirtschaftsperiode dargeboten. Wenn er sie nicht zufälligerweise sonst besitzt [...], muß er sie sich ›ausleihen‹. Gelingt ihm das nicht, so kann er offenbar nicht Unternehmer werden. [...] Er kann nur Unternehmer werden, indem er vorher Schuldner wird. Er wird zum Schuldner infolge einer inneren Notwendigkeit des Vorganges der Entwicklung, sein Schuldnerwesen gehört zum Wesen der Sache und ist nicht etwas Abnormales, ein durch akzidentelle Umstände zu erklärendes mißliches Ereignis. Sein erstes Bedürfnis ist ein Kreditbedürfnis.«<sup>32</sup>

Neben der Abgrenzung des Unternehmers vom Kapitalisten (als Finanzier, Kreditgeber und Risikoträger) nahm Schumpeter auch eine Unterscheidung von Unternehmer und Selbstständigem vor:

»Wir nennen Unternehmer erstens nicht bloß jene ›selbständigen‹ Wirtschaftssubjekte der Verkehrswirtschaft, die man so zu nennen pflegt, sondern alle, welche die für den Begriff konstitutive Funk-

29 *Joseph A. Schumpeter*, Comments on a Plan for the Study of Entrepreneurship, in: *ders.*, The Economics and Sociology of Capitalism, Princeton 1991 (zuerst 1946), S. 406–428, hier: S. 424, Fn. 4; vgl. auch *ders.*, Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung. Eine Untersuchung über Unternehmengewinn, Kapital, Kredit, Zins und den Konjunkturzyklus, Berlin 1952 (zuerst 1926), S. 104f.

30 *Hans Jaeger*, Unternehmer, in: *Otto Brunner/Werner Conze/Reinhart Koselleck* (Hrsg.), Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland, Bd. 6, Stuttgart 1990, S. 707–732, hier: S. 710. Für eine Diskussion jüngerer Unternehmerbegriffe vgl. auch *Ulrich Bröckling*, Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform, Frankfurt am Main 2007, S. 108–126.

31 *Joseph A. Schumpeter*, Kapitalismus, Sozialismus und Demokratie, Tübingen 2005 (zuerst engl. 1942), S. 214.

32 Ebd., S. 148.

tion tatsächlich erfüllen, auch wenn sie, wie gegenwärtig immer häufiger, ›unselbständige‹ Angestellte einer Aktiengesellschaft sind. [...] Unter unseren Begriff fallen nicht alle selbständigen, für eigene Rechnung handelnden Wirtschaftssubjekte, wie das üblich ist. Eigentum am Betrieb – oder überhaupt irgendwelches ›Vermögen‹ – ist für uns kein wesentliches Merkmal; aber auch abgesehen davon schließt Selbständigkeit in diesem Sinne nicht schon von selbst die Erfüllung der für unseren Begriff konstitutiven Funktion ein.«<sup>33</sup>

Sergio Bologna hat das aufgegriffen und eine mangelnde Rollendifferenzierung als Spezifikum selbstständiger Arbeit benannt. Bologna verweist darauf, dass ein Selbstständiger »zugleich Kapitaleigentümer, Manager und ausführender Arbeiter« ist. Die Aufteilung dieser Rollen sei allerdings konstitutiv für den Begriff des Unternehmers, während selbstständige Arbeit »die Vereinigung der drei Rollen in einer einzigen Figur« darstelle. »In diesem Sinn ist es auch ein Widerspruch in sich, die selbständig Arbeitenden als ›UnternehmerInnen‹ oder ›Ein-Personen-Betriebe‹ zu definieren.«<sup>34</sup> Spezifisch für selbstständige Arbeit sei demgegenüber erstens eine Tendenz zur »Domestifikation«, das heißt, »dass der Arbeitsplatz als Ort begriffen wird, an dem von den selbständig Arbeitenden autonom aufgestellte Regeln gelten, damit die Kultur und die Gewohnheiten des privaten Lebens sich auf den Arbeitsplatz übertragen«.<sup>35</sup> Zweitens fehlten gegenüber etwa der Lohnarbeit geregelte Arbeitszeiten und längere Planungshorizonte. Drittens unterscheide sich die Entlohnung von der klassischen Form des Lohns als einer vertraglich geregelten und rechtlich abgesicherten, zeitlich strukturierten Zahlung, die darauf zielt, die Subsistenz zu garantieren. Viertens schließlich sei selbstständige Arbeit – im Unterschied zu unternehmerischer Tätigkeit – dadurch gekennzeichnet, dass sie in der Regel keinen Zugang zum Kapitalmarkt hat.<sup>36</sup>

Die bisherige Begriffsdiskussion hat die Frage aufgeworfen, ob nicht eine Fokussierung auf Überlappungen der mit den verschiedenen Begriffen abgesteckten Bereiche einen eigenständigen kapitalistischen Akteurtypus zum Vorschein bringt. In einem zweiten Schritt werden nun die Grenzbereiche kapitalistischer Praktiken diskutiert, also im konkreten Fall: ökonomische Aktivitäten, die in Spannung zur Subsistenzfrage stehen und zudem prekär sind.

### III. SUBSISTENZ UND PREKARITÄT

Alles, was sich nicht dem Akkumulationsimperativ beugt, wird aufgrund des akkumulationszentristischen Bias der modernen Kapitalismustheorie zumeist in eine marginale Position verwiesen. Die Annahme der »sog. ursprünglichen Akkumulation« führt historisch und theoretisch zu einer hierarchischen Unterordnung *subsistenzökonomischer* Praktiken.<sup>37</sup> Dieser Prozess, so Marx, »erscheint als ›ursprünglich‹, weil er die Vorgeschichte des

33 Schumpeter, Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung, S. 111f.

34 Sergio Bologna, Die Zerstörung der Mittelschichten. Thesen zur Neuen Selbständigkeit, Graz/Wien 2006, hier: S. 12 und 60.

35 Ebd., S. 14.

36 Vgl. im Detail ebd., S. 18–63.

37 Die »sog. ursprüngliche Akkumulation« ist eines der am intensivsten diskutierten marxischen Theoreme überhaupt, vgl. Maria Backhouse (Hrsg.), Die globale Einhegung. Krise, ursprüngliche Akkumulation und Landnahmen im Kapitalismus, Münster 2013; André Gunder Frank, Über die sogenannte ursprüngliche Akkumulation, in: Dieter Senghaas (Hrsg.), Kapitalistische Weltökonomie. Kontroversen über ihren Ursprung und ihre Entwicklungsdynamik, Frankfurt am Main 1979, S. 68–102; Ellen Meiksins Wood, Ursprünge des Kapitalismus. Eine Spurensuche, Hamburg 2013.

Kapitals und der ihm entsprechenden Produktionsweise bildet«.<sup>38</sup> Marx, darauf hat Ahlrich Meyer hingewiesen, akzeptierte und theoretisierte die vorangegangene Zerstörung der Subsistenzbasis als historisch notwendige und unumkehrbare Voraussetzung des Kapitalismus.<sup>39</sup> Die Kapitalismustheorie behandelt subsistenzökonomische Praktiken seither entweder als Überbleibsel oder als Kuriosum – als nichtkapitalistische Inseln im oder weit entfernt vom Kapitalismus. Vom industriekapitalistischen Standpunkt mag das plausibel erscheinen. Sozialgeschichtlich ist allerdings darauf zu beharren, dass subsistenzökonomische Praktiken fortbestanden und fortbestehen – und zwar nicht nur als Relikt, sondern als Effekt einer steten Erneuerung der Subsistenzmittel auch und gerade durch quasikapitalistisches, kleinstunternehmerisches Handeln. Es geht also darum, Subsistenzwirtschaft nicht innerhalb einer Stufenlogik zu fassen (oder in die globalgeschichtliche Peripherie zu verlagern), sondern sie als Bündel von Praktiken vorzustellen, die gleichzeitig und eng verwoben mit solchen Praktiken existieren, die im engeren Sinn als kapitalistisch adressiert werden. Dieser Aspekt der Subsistenzfrage kann als wesentlicher Hebel einer Geschlechtergeschichte des Kapitalismus gelten. So hat insbesondere Silvia Federici darauf hingewiesen, dass das Machtgefälle zwischen Männern und Frauen

»als Auswirkung eines gesellschaftlichen Produktionssystems zu begreifen [sei], das die Produktion und Reproduktion des Arbeiters nicht als sozio-ökonomische Tätigkeit und Quelle der Kapitalakkumulation anerkennt; es mystifiziert sie vielmehr als Naturressource oder persönliche Dienstleistung und profitiert vom nicht entlohnten Charakter der damit einhergehenden Arbeit«.<sup>40</sup>

38 *Karl Marx*, *Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie*, Bd. 1, Berlin 1979 (zuerst 1867), S. 742. Es geht Marx dabei freilich zunächst um einen Prozess sozialer und ökonomischer Differenzierung. Bereits 1952 beklagte Rodney H. Hilton allerdings, dass nicht mehr die Gegenüberstellung von Lohnarbeitern und Kapitalisten als wesentliches Merkmal des Kapitalismus betrachtet, sondern von Kapitalismus überall dort gesprochen werde, wo eine bestimmte Form der Akkumulation von Reichtum sowie ein bestimmtes Ausmaß der Warenproduktion und des Handels erreicht worden sei. Vgl. *Rodney H. Hilton*, *Capitalism – What’s in a Name?*, in: *Past & Present*, 1952, Nr. 1, S. 32–43. Bereits zu diesem Zeitpunkt zeigte sich also, was ich den *akkumulationszentristischen Bias der modernen Kapitalismustheorie* nennen möchte. Am stärksten ausgeprägt ist das in Arbeiten zum »kapitalistischen Weltsystem«. »In my view«, so Immanuel Wallerstein, »for a historical system to be considered a capitalist system, the dominant of deciding characteristic must be the persistent search for the *endless* accumulation of capital – the accumulation of capital in order to accumulate more capital. [...] All the many institutions of the modern world-system operate to promote, or at least are constrained by the pressure to promote, the endless accumulation of capital«. *Immanuel Wallerstein*, *Structural Crisis, or Why Capitalists May No Longer Find Capitalism Rewarding*, in: *ders./Randall Collins/Michael Mann* u. a., *Does Capitalism Have a Future?*, Oxford 2013, S. 9–35, hier: S. 10f. (Hervorhebung im Original). Diese Perspektive geht in der Identifizierung aufeinander folgender Akkumulationszyklen auf, vgl. zum Beispiel *Giovanni Arrighi*, *The Long Twentieth Century. Money, Power and the Origins of Our Time*, London/New York 2010 (zuerst 1994), aber auch *David Harvey*, *The Enigma of Capital and the Crises of Capitalism*, London 2011. Zur Kritik am darin mitschwingenden Kapitalismusbegriff vgl. bereits *Robert Brenner*, *The Origins of Capitalist Development. A Critique of Neo-Smithian Marxism*, in: *New Left Review*, 1977, Nr. 104, S. 25–92. In der Geschichtswissenschaft wurde dieses Problem vor allem in der Diskussion um den Übergang vom Feudalismus zum Kapitalismus verhandelt. Eine auch nur entfernt angemessene Rekapitulation dieser Debatte ist angesichts der Fülle an Literatur kaum möglich (und übersteigt, nebenbei bemerkt, auch die Kompetenz eines Neuzeithistorikers). Für die wichtigsten Beiträge vgl. *Rodney H. Hilton* (Hrsg.), *The Transition from Feudalism to Capitalism*, London 1976; *Ludolf Kuchenbuch/Bernd Michael* (Hrsg.), *Feudalismus. Materialien zur Theorie und Geschichte*, Frankfurt am Main 1977.

39 Vgl. *Meyer*, *Theorie der Niederlage*, insb. S. 320–322.

40 *Silvia Federici*, *Caliban und die Hexe. Frauen, der Körper und die ursprüngliche Akkumulation*, Wien 2012 (zuerst engl. 2004), S. 8. Der »Körper der Frauen«, so schreibt sie, war »in der kapi-

Die Unterscheidung von Reproduktion und Produktion wurde in derartigen Ansätzen infrage gestellt. Subsistenz wurde als beständige Erneuerung des »menschlichen Lebens« und »lebendigen Arbeitsvermögens« gefasst. Entscheidend ist dabei die aus heutiger Sicht freilich nicht überraschende Einsicht, dass die »kapitalistische Produktionsweise ohne die Subsistenzproduktion nicht funktionieren würde«. <sup>41</sup> Die Prognose, dass mit dem Vorschreiten des Kapitalismus subsistenzökonomische Praktiken zunehmend verschwinden müssten, ist durch diese Forschungen nachhaltig erschüttert worden. Reproduktion und Produktion lassen sich zwar unterscheiden, der Unterschied ist allerdings nur ein gradueller. Gegenüber der industriellen Produktion realisiert sich der Tauschwert der hergestellten Güter bei Subsistenzproduktion oft nur indirekt oder mit zeitlicher Verzögerung. Kennzeichnend für Subsistenzproduktion ist »die Herstellung von Gebrauchswerten, die sich gleichsam zwangsläufig in Tauschwerte verwandeln und nicht die direkte Zielgerichtetheit auf die Tauschwerte, die der Motor der unmittelbaren Warenproduktion ist«. <sup>42</sup> Es bedarf also keiner großen Verschiebung, um jemanden vom Subsistenzproduzenten zum kapitalistischen Produzenten zu machen. Bereits Marx legte die Hürde nicht sonderlich hoch:

»Ein Teil des Mehrwerts wird vom Kapitalisten als Revenue verzehrt, ein anderer Teil als Kapital angewandt oder akkumuliert. [...] Wer aber diese Teilung vornimmt, das ist der Eigentümer des Mehrwerts, der Kapitalist. Sie ist also sein Willensakt. Von dem Teil des von ihm erhobnen Tributs, den er akkumuliert, sagt man, er spare ihn, weil er ihn nicht aufißt, d.h. weil er seine Funktion als Kapitalist ausübt, nämlich die Funktion, sich zu bereichern.« <sup>43</sup>

Dieser »Willensakt« steht einer sehr viel größeren und heterogeneren Gruppe offen als einigen wenigen, später sprichwörtlich gewordenen Industriekapitänen oder Bankiers; schließlich kann der als »Revenue« erzielte »Teil des Mehrwerts« auch aus der Ausbeutung der *eigenen* Arbeitskraft resultieren, sei es in selbstständiger oder lohnabhängiger Arbeit. Nicht zuletzt kann man eben auch einen Teil seines Lohns »akkumulieren«, das heißt als »Kapital anwenden«. Und das mag dann schon ausreichen, um einen Schritt in Richtung kapitalistischen Unternehmertums zu gehen. Pointiert gesagt: Geht man auf der Ebene sozialer und ökonomischer Praktiken von einer relativ niedrigen Schwelle zum Kapitalismus aus, dann geraten mehr und andere »Kapitalisten« – und auch andere unternehmerische Praktiken – in den Blick als diejenigen, die in der Sozialgeschichte des industriellen Kapitalismus thematisiert werden. Der Niederschwelligkeit auf dem Weg zum Kapitalisten entspricht eine (soziale) Heterogenität des Unternehmertums, auf die Joseph Schumpeter aufmerksam gemacht hat:

»Weil Unternehmensein kein Beruf ist und überhaupt in der Regel kein Dauerzustand, so sind die Unternehmer zwar eine Klasse im Sinne einer Gruppe, die der Forscher durch Klassifikation bildet – sie sind gewiß Wirtschaftssubjekte von besonderer, wenngleich denselben Individuen nicht immer eigener Art – aber keine Klasse im Sinne der sozialen Erscheinung, die man im Zusammenhang

---

talistischen Gesellschaft das [...], was die Fabrik für männliche Lohnarbeiter gewesen ist: der Hauptschauplatz ihrer Ausbeutung und ihres Widerstands«, ebd., S. 19.

41 *Veronika Bennholdt-Thomsen*, Subsistenzproduktion und erweiterte Reproduktion. Ein Beitrag zur Produktionsweisediskussion, in: *Gesellschaft. Beiträge zur Marxschen Theorie*, Bd. 14, Frankfurt am Main 1981, S. 30–51, hier: S. 33; vgl. auch: *dies.*, Subsistenz – Perspektive für eine Gesellschaft, die auf Gemeingütern gründet, in: *Silke Helfrich* (Hrsg.), *Commons. Für eine neue Politik jenseits von Markt und Staat*, Bielefeld 2012, S. 107–111; sowie *Maria Mies*, Hausfrauisierung, Globalisierung, Subsistenzperspektive, in: *Marcel van der Linden* (Hrsg.), *Über Marx hinaus. Arbeitsgeschichte und Arbeitsbegriff in der Konfrontation mit den globalen Arbeitsverhältnissen des 21. Jahrhunderts*, Berlin/Hamburg 2009, S. 257–289.

42 *Bennholdt-Thomsen*, Subsistenzproduktion und erweiterte Reproduktion, S. 33.

43 *Marx*, *Das Kapital*, S. 617f.

mit ›Klassenbildung‹, ›Klassenkampf‹ usw. meint. Die Erfüllung der Unternehmerfunktion schafft klassenmäßige Positionen für den erfolgreichen Unternehmer und die Seinen, sie kann auch einer Zeit ihren Stempel aufdrücken, Lebensstil, moralisches und ästhetisches Wertsystem formen, aber sie bedeutet an sich ebensowenig eine Klassenposition, als sie eine voraussetzt.«<sup>44</sup>

Fließende Grenzen zwischen Reproduktion und Produktion sowie der fluide Charakter der »Klasse« der Unternehmer verweisen auf einen Bereich, der nicht durch stabile soziale Positionen oder sozioökonomische Institutionen gekennzeichnet ist, sondern durch das, was heute *prekär* genannt werden würde. »Prekarität« ist in den letzten Jahren zu einer Leitkategorie der Sozialwissenschaften geworden. Der Begriff bezeichnet zumeist die Ausbreitung »unsicherer Erwerbsverhältnisse« und deren Eindringen in Sozialbeziehungen und Lebensläufe.<sup>45</sup> Beschäftigungsverhältnisse können gemäß dieser Diskussion als prekär gelten, wenn sie unter ein bestimmtes Einkommens-, Schutz- und soziales Integrationsniveau sinken oder wenn Sinnverlust, Anerkennungsdefizit und Planungsunsicherheit empfunden werden. Prekarität erweist sich zunächst also als Frage der Zugehörigkeit und des Zugangs zum Arbeitsmarkt. Darüber hinaus ist Prekarität mit einer bestimmten Ausgestaltung von Arbeit verbunden, die in der Regel als Flexibilisierung beschrieben wird und sich dadurch vom (vermeintlich) starren Regime fordistisch-industriebetrieblicher Arbeitsverhältnisse unterscheidet:

»Die Flexibilisierung von Zeit bedeutet zum Beispiel, dass die Dauer und Länge der Arbeitszeit permanent zur Disposition steht. Mit Blick auf Raum gibt es eine Auflösung der fordistischen Koppelung von Unternehmen und Arbeitstätigkeit, Arbeit findet zunehmend zuhause oder unterwegs statt. Durch die Zunahme der Gruppen- und Projektarbeiten wird die Kontrolle von Arbeit in die Verantwortung der Beschäftigten verlagert. Von den Beschäftigten wird eine hohe fachliche Flexibilität erwartet. Sinnhafte und motivationale Faktoren gewinnen an Bedeutung, Beschäftigten (sic!) sollen selbst initiativ werden. Schließlich werden in der Dimension der Technik zunehmend Eigenleistungen gefördert.«<sup>46</sup>

Die sozialwissenschaftliche Konturierung des Begriffs der Prekarität kreist um das (vermeintliche) Ende der Epoche des Industriekapitalismus samt seiner typischen Arbeitsprozesse und sozialpolitischen, wohlfahrtsstaatlichen Arrangements. Am wirkmächtigsten ist diese Perspektive von Robert Castel entfaltet worden. Castels Studie »Die Metamorphosen der sozialen Frage« rekonstruiert verschiedene Modi des Umgangs mit sozialer (Un-)Sicherheit und entfaltet das Narrativ vom Aufstieg, Erfolg und Verfall von Sicherungssystemen, an dessen Ende – gegenwärtig – das »Verblässen von kollektiven Rahmen und allgemeingültigen Bezugspunkten« zu verzeichnen ist: »Eine Art Deinstitutionalisierung im Sinne einer Loslösung von den objektiven Rahmen, die das Leben der Subjekte strukturieren, zieht sich durch das gesamte gesellschaftliche Leben.«<sup>47</sup> Castel verweist auf »das Schützende des Kollektivs« und die Tendenz zur Entindividualisierung als historische Voraussetzung sozialer Sicherung, die den späten Industriekapitalismus gekennzeichnet hätten und gegenwärtig zurückgenommen würden.

»Wir steuern nicht auf ein ›Jenseits der Lohnarbeit‹ zu, sondern scheinen statt dessen hinter jene quasi vorherrschende Form des modernen Lohnarbeitsverhältnisses zurückzufallen, die sich im Industriekapitalismus entwickelt hatte.«<sup>48</sup> Bei Castel wird also – wie auch, davon war bereits die Rede, bei Jacques Rancière – eine vergleichende Perspektive

44 Schumpeter, Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung, S. 116.

45 Vgl. dazu und zum Folgenden: *Mona Motakef*, Prekarisierung, Bielefeld 2015.

46 Ebd., S. 43f.

47 Robert Castel, Die Metamorphosen der sozialen Frage. Eine Chronik der Lohnarbeit, Konstanz 2000 (zuerst frz. 1995), S. 407f.

48 Ders., Die Krise der Arbeit. Neue Unsicherheiten und die Zukunft des Individuums, Hamburg 2011 (zuerst frz. 2009), S. 130.

nahegelegt: Nach dem Fordismus ist vor dem Fordismus. Die Perspektive Castels wird inzwischen wegen ihrer Konzentration auf Prozesse der Verunsicherung *industrieller* Stammbelegschaften und die Erosion *männlicher* Normalarbeitsverhältnisse kritisiert. Dabei wird betont, dass Prekarität als soziales Phänomen »von Beginn der Industrialisierung an nicht zuletzt in Gestalt der flexiblen und marginalen Beschäftigung von Frauen« auftrat.<sup>49</sup> Eine Ausrichtung der Forschung am Typus des männlichen Industriearbeiters, so die Kritik, erzeuge einerseits eine Schiefelage hinsichtlich des zeitlichen Horizonts und der Beurteilung der Neuheit der sozialen Figur der Prekarität, und andererseits schreibe sie einen *industriekapitalistischen* Bias fort. Als anormal oder atypisch erscheint Prekarität schließlich nur dann, wenn die fordistische Industriegesellschaft als Normalfall gesetzt wird.<sup>50</sup> Ein wesentliches Problem der gegenwärtigen Prekaritätsforschung, auch derjenigen Castels, besteht in der »Fortschreibung von Denk- und Bewertungskategorien aus der fordistischen Gesellschaftsformation zur Benennung und Beurteilung derzeitiger Prozesse«. <sup>51</sup> »Historisch«, so schreibt Brigitte Aulenbacher, »geht Robert Castel zwar hinter die kapitalistische Gesellschaft zurück, theoretisch-systematisch bleibt er ihr aber verhaftet«. <sup>52</sup> Demgegenüber ist vorgeschlagen worden, Prekarität als sehr viel grundlegendere Kategorie des Sozialen zu fassen<sup>53</sup> und die Diskussion stärker von der Frage her zu führen, welche Personen und Gruppen bereits im fordistischen Wohlfahrtsstaat ausgeschlossen und marginalisiert waren.<sup>54</sup> Prekarität wird aus dieser Perspektive als Charakteristikum des Kapitalismus schlechthin sichtbar, nicht mehr als Ergebnis der Erosion einer im industriellen Hochkapitalismus erreichten sozialen Sicherung. Dabei wird deutlich, dass es sich um Erscheinungen handelt, die zwar mitunter ihre Form verändern, den Kapitalismus aber von Anfang an begleitet haben.<sup>55</sup>

49 Brigitte Aulenbacher, Die soziale Frage neu gestellt – Gesellschaftsanalysen der Prekarisierungs- und Geschlechterforschung, in: Robert Castel/Klaus Dörre (Hrsg.), Prekarität, Abstieg, Ausgrenzung. Die soziale Frage am Beginn des 21. Jahrhunderts, Frankfurt am Main/New York 2009, S. 65–77, hier: S. 65.

50 Vgl. Brett Neilson/Ned Rossiter, Precarity as a Political Concept, or, Fordism as Exception, in: Theory, Culture & Society 25, 2008, H. 7/8, S. 51–72.

51 Susanne Völker, Entsicherte Verhältnisse – veränderte Dynamiken sozialer Ein- und Entbindung, in: Castel/Dörre, Prekarität, Abstieg, Ausgrenzung, S. 219–227, hier: S. 220.

52 Aulenbacher, Die soziale Frage neu gestellt, S. 70.

53 Am einflussreichsten ist Judith Butlers Versuch geworden, Prekarität im Rahmen einer Ethik der Verletzlichkeit zu verorten, vgl. Judith Butler, Precarious Life. The Powers of Mourning and Violence, London/New York 2004.

54 Vgl. etwa Isabell Lorey, Die Regierung der Prekären, Wien/Berlin 2012.

55 Vgl. zum Beispiel Klaus Dörre, Prekarität im Finanzmarkt-Kapitalismus, in: ders./Castel, Prekarität, Abstieg, Ausgrenzung, S. 35–64, hier insb.: S. 35–37. Motakef, Prekarisierung, S. 22, betont, dass bereits Marx fehlende Existenzsicherung als Grundlage des Kapitalismus erkannte: »Marx sprach zwar nicht von Prekarität, seine Analysen lassen aber keine Zweifel daran, dass Prekarität eine normale Begleiterscheinung und keine Ausnahme kapitalistischer Gesellschaften bildet.« Sozialhistorisch ist das natürlich keine neue Erkenntnis (vgl. bereits Hobsbawm, Age of Capital, S. 219f.: »If any single factor dominated the lives of nineteenth-century workers, it was insecurity. They did not know at the beginning of the week how much they would bring home at the end. They did not know how long their present work would last or, if they lost it, when they would get another job or under what conditions. They did not know when accident or sickness would hit them, and though they knew that some time in middle ages – perhaps in the forties for unskilled labourers, perhaps in the fifties for the more skilled – they would become incapable of doing a full measure of adult physical labour, they did not know what would happen to them between then and death.«).

## IV. »UNBESTIMMTE EXISTENZEN« UND DIE »ZUFÄLLE DER GEWERBELOTTERIE«

Georg Simmel präsentierte 1900 in seiner »Philosophie des Geldes« eine für die Sozialgeschichte des Kapitalismus aufschlussreiche Beobachtung:

»In den modernen Großstädten gibt es eine große Anzahl von Berufen, die keine objektive Form und Entschiedenheit der Betätigung aufweisen: gewisse Kategorien von Agenten, Kommissionäre, als die unbestimmten Existenzen der Großstädte, die von den verschiedenartigsten, zufällig sich bietenden Gelegenheiten, etwas zu verdienen, leben. Bei diesen hat das ökonomische Leben, das Gewebe ihrer teleologischen Reihen überhaupt keinen sicher anzugebenden Inhalt, außer dem Geldverdienen, das Geld, das absolute Unfixierte, ist ihnen der feste Punkt, um den ihre Tätigkeit mit unbegrenzter Latitüde schwingt. Eine besondere Art von »unqualifizierter Arbeit« liegt hier vor, neben der die gewöhnlich so bezeichnete sich doch noch als qualifiziert herausstellt.«<sup>56</sup>

Simmel sprach von »problematischen Existenzen«, die »den divergentesten Verdienstegelegenheiten« nachgingen und »jeder apriorischen Bestimmtheit ihres Lebensinhalts« entbehrten, denen also das »Berufesein« fehle. Für Simmel sind es vornehmlich »großstädtische Existenzen«, die »nur auf irgend eine, völlig unpräjudizierte Weise Geld verdienen wollen« und damit »ein Hauptkontingent zu jenem Typus unsicherer Persönlichkeiten« stellen, »die man nicht recht greifen und »stellen« kann, weil ihre Beweglichkeit und Vielseitigkeit es ihnen erspart, sich sozusagen in irgend einer Situation festzulegen.«<sup>57</sup> Die mitunter ressentimentgeladene Kulturkritik Simmels<sup>58</sup> ist sicher nicht immer der beste Kompass für eine Sozialgeschichte in aufklärerischer Absicht. Eine sozialgeschichtliche *Kritik* der simmelschen Beobachtung kann aber doch einen wichtigen Hinweis für eine Neukonturierung des Kapitalismus geben. Löst man sich von der wenig überzeugenden Fixierung auf die Großstädte der Jahrhundertwende und lässt die bei Simmel durchscheinende psychologische Degenerationsthese beiseite, dann zeichnet sich das Portrait einer kapitalistischen Existenzweise ab, die analytisch als Scharnier zwischen einer »Ökonomie des Notbehelfs« (Olwen H. Hufton) und gegenwärtigen Formen prekärer Soloselbstständigkeit fungieren kann. Der Blick wird dadurch auf eine Welt kapitalistischer Klein- und Kleinstunternehmer und damit auf ökonomische Praktiken unterhalb beziehungsweise jenseits der Herausbildung industrieller Großunternehmen gelenkt. Diese Praktiken sind dem Kapitalismus nicht äußerlich, sondern es handelt sich um das in hohem Maße dynamische und fluide Fundament eines eindrucksvollen Prozesses gesellschaftlicher Kapitalanhäufung, das bereits Marx in den Blick rückte:

»Die Akkumulation und die sie begleitende Konzentration sind also nicht nur auf viele Punkte zersplittert, sondern das Wachstum der funktionierenden Kapitale ist durchkreuzt durch die Bildung neuer und die Spaltung alter Kapitale. Stellt sich die Akkumulation daher einerseits dar als wachsende Konzentration der Produktionsmittel und des Kommandos über Arbeit, so andererseits als Repulsion vieler individueller Kapitale voneinander.«<sup>59</sup>

56 *Georg Simmel*, Philosophie des Geldes, Frankfurt am Main 1989 (zuerst 1900), S. 596.

57 Ebd., S. 596f.

58 Vgl. dazu *Hannes Böhringer/Karlfried Gründer* (Hrsg.), Ästhetik und Soziologie um die Jahrhundertwende. Georg Simmel, Frankfurt am Main 1976; *Heinz-Jürgen Dahme* (Hrsg.), Georg Simmel und die Moderne. Neue Interpretationen und Materialien, Frankfurt am Main 1984; *David Frisby*, Fragments of Modernity. Theories of Modernity in the Work of Simmel, Kracauer, and Benjamin, Cambridge 1985; *Paul Nolte*, Georg Simmels Historische Anthropologie der Moderne. Rekonstruktion eines Forschungsprogramms, in: GG 24, 1998, S. 225–247; *Ottheim Rammstedt* (Hrsg.), Simmel und die frühen Soziologen. Nähe und Distanz zu Durkheim, Tönnies und Max Weber, Frankfurt am Main 1988.

59 *Marx*, Das Kapital, S. 654. Die dynamisierende Wirkung geht vom Konkurrenzmechanismus aus: »Die Konkurrenz rast hier im direkten Verhältnis zur Anzahl und im umgekehrten Verhält-

Nimmt man die hier anklingende, durchaus kleinteilige Dynamik ernst, statt sie sofort makrohistorisch hochzurechnen, dann erschließt sich eine Perspektive, die als Sozialgeschichte des Kapitalismus ›von unten‹ bezeichnet werden könnte – als sozialhistorisches Abtauchen in jene Welt des unvollständigen Wettbewerbs, den Joan Robinson wirtschaftstheoretisch als Regelfall herausgearbeitet hat. Robinson geht von der Existenz fragmentierter, weder vollständig transparenter noch gänzlich durchlässiger (Teil-)Märkte aus. Unternehmer strebten danach, einen »eigenen« Markt zu finden (oder ihn zu schaffen), auf dem sie – in welcher Größendimension auch immer – als Quasi-Monopolisten agieren können.<sup>60</sup> Joseph Schumpeter hat das aufgegriffen:

»Und in Hinsicht auf praktisch alle Fertigfabrikate und Dienstleistungen der Industrie und des Gewerbes ist evident, daß jeder Spezereihändler, jede Tankstelle, jeder Handschuhmacher, jeder Fabrikant von Rasiercreme oder Handsägen einen kleinen, unsicheren Eigenmarkt hat, den er sozusagen auszubauen und durch Preisstrategie, Qualitätsstrategie – ›Differenzierung des Produkts‹ – und Reklame zu halten versucht, versuchen muß.«<sup>61</sup>

Die von Robinson beschriebenen und von Schumpeter bestätigten Bedingungen verweisen auf die Existenz eines Raums für prekär-kapitalistisches Klein- und Kleinstunternehmertum, der im Folgenden an einigen Fallbeispielen vermessen wird. Es handelt sich um »Zwischenbereiche« und »Randzonen«, die gerade dadurch jedoch eine neue Perspektive auf die Sozialgeschichte des Kapitalismus ermöglichen. Kennzeichnend für diese Bereiche und Zonen ist, das hat Jacques Rancière herausgearbeitet, die grundlegende Erfahrung der Fragilität sozialer und ökonomischer Positionen – sowohl bei kleinen Unternehmern und selbstständigen Gewerbetreibenden oder Handwerkern als auch denjenigen in unsteten Lohnverhältnissen. Es waren die »Zufälle der Gewerbelotterie«, die »Prekarität einer Arbeit, die nicht nur von den herrschaftlichen Launen des Konsums der Reichen abhängt, sondern auch von der Spekulation des freien Kapitals«.<sup>62</sup> Die Ambivalenz der im Folgenden zu diskutierenden Praktiken zeigt sich nicht zuletzt daran, dass sie einerseits mit guten Gründen als Klein- und Kleinstkapitalismus interpretierbar sind, andererseits aber auch als Anknüpfungspunkte für »marktsozialistische« Alternativen zum Kapitalismus dienen konnten.<sup>63</sup>

nis zur Größe der rivalisierenden Kapitale. Sie endet stets mit Untergang vieler kleineren Kapitalisten, deren Kapitale teils in die Hand des Siegers übergehn, teils untergehn«, ebd., S. 655.

60 Vgl. Joan Robinson, *The Economics of Imperfect Competition*, London 1938, S. 86–90. Zur Separierung verschiedener Teilmärkte vgl. ebd., S. 180f.

61 Schumpeter, *Kapitalismus, Sozialismus und Demokratie*, S. 131.

62 Rancière, *Nacht der Proletarier*, S. 53f.

63 Vgl. dazu Axel Honneth, *Die Idee des Sozialismus. Versuch einer Aktualisierung*, Berlin 2015, insb. S. 28–40 und 94–113. Rancière, *Nacht der Proletarier*, S. 182, interpretiert die frühsozialistische Bewegung als Zusammenschluss »dieser Leute, die das Universum der Arbeit als zufallsbestimmt erleben«. Unter der »Idee der praktischen Perspektive der Assoziation«, so schreibt er, versammelten sich »Arbeiter, deren Qualifikationen, Ressourcen und Lebensweisen sich unterscheiden, die aber durch dasselbe Gefühl der Prekarität und denselben Willen verbunden sind, eine Form der sozialen Beziehungen auszuprobieren, die gleichzeitig einen individuellen Ausweg und das Vorbild für eine Lösung für die kollektive Prekarität bietet«. Meine folgenden Ausführungen sollen zwar in erster Linie ein Versuch sein, die vorliegenden sozialhistorischen Forschungsergebnisse unter kapitalismustheoretischen Vorzeichen neu zu vermessen, gleichzeitig wirft das aber auch die Frage auf, inwieweit die als Anknüpfungspunkt für marktsozialistische Experimente interpretierbaren Praktiken gleichzeitig als »anderskapitalistische« Praktiken zu verstehen sind – als eine Art *popular capitalism from below*. Dabei handelt es sich um eine andere Konstellation als bei der Durchsetzung eines *popular capitalism* ›von oben‹, wie sie etwa durch Margaret Thatcher in den 1980er-Jahren versucht wurde (vgl. dazu den Beitrag von Sina Fabian in diesem Band).

*Kleingeldkapitalismus, prekäre Selbstständigkeit und Kleinstunternehmertum*

John Benson hat in einer Pionierstudie zu den *penny capitalists* die erstaunliche Vielfalt an »money-making activities« in der englischen Arbeiterklasse des 19. Jahrhunderts rekonstruiert und darauf hingewiesen, dass jenseits der Fabriken und industriellen Großunternehmen eine umfangreiche »small-scale entrepreneurial activity« existierte. Offenbar jeder, so konstatierte er, der eine irgendwie vermarktbare Fertigkeit besaß, versuchte daraus Profit zu schlagen.<sup>64</sup> Spielräume für klein- und kleinstunternehmerische Aktivitäten bestanden in allen Wirtschaftssektoren. Sie waren allerdings unterschiedlich groß. Der Schwerpunkt lag im tertiären Sektor. Benson grenzte die *penny capitalists* explizit von Heimarbeitern, Subunternehmern und (Solo-)Selbstständigen ab. Um als *penny capitalist* zu gelten, reiche es nicht aus, dass jemand das für seine Unternehmung nötige Kapital selbst bereitstelle und die Produktionsmittel besitze. Essenziell sei vielmehr die Kontrolle über den Einsatz des Kapitals, der Produktionsmittel und der (eigenen) Arbeitskraft sowie ein gewisses spekulatives Element, also die Bereitschaft, Risiken in der Hoffnung auf Profit einzugehen.<sup>65</sup>

Die Welt der »kleinen« Selbstständigen ist sozialhistorisch nicht gänzlich unbeobachtet geblieben. Susanne Schötz hat in einer Studie zu Leipziger Viktualienhändlern und Gastwirten herausgearbeitet, dass deren Zahl zwischen 1830 und 1870 erheblich wuchs – »zu einem Zeitpunkt, da die vordringende kapitalistische Warenproduktion andere Angehörige der selbständigen Mittelschichten, so nicht wenige »kleine« Handwerker und Bauern, aus traditioneller Selbstständigkeit riß, wenn sie deren Gewerbe erfaßte.«<sup>66</sup> Prekäre Selbstständigkeit prägte auch weite Teile des Handwerks. Angesichts großer Unterschiede und eines mitunter erheblichen Wandels hinsichtlich Betriebsgröße, Kapital- und Maschineneinsatz oder Verflechtung mit anderen Betrieben und Branchen ist eine Definition des Handwerks als spezifischer Produktionsform nicht leicht möglich – zumal dann, wenn damit ein Epochenvergleich angestrebt wird. Als ein- und abgrenzende Bestimmung kann von Handwerk gesprochen werden, wenn eine selbstständige gewerbliche Tätigkeit vorliegt, die auf einer individuell erworbenen und persönlich eingesetzten beruflichen Fachqualifikation beruht, also einem Bündel aus technischen, aber auch kaufmännischen und sonstigen Fertigkeiten. Ebenso kennzeichnend dürfte eine Kombination von Hand- und Maschinenarbeit sein, in der Handarbeit mehr meint als die bloße Bedienung von Maschinen. Schließlich bleibt der Umstand wesentlich, dass im Handwerk der Besitz und die Benutzung von Produktionsmitteln zusammenfallen, auch wenn die Produktionsmittel (einschließlich des Kapitals) sich wandeln und »Besitz« in ökonomischer, sozialer und rechtlicher Hinsicht ganz unterschiedliche Dinge meinen kann (gerade angesichts der Technisierung dürften Leihe, Leasing oder gemeinsame Anschaffung vielleicht an Bedeutung gewinnen). Die für das Handwerk des 18. und 19. Jahrhunderts betonte Unterscheidung von Warenproduktion und Dienstleistung wäre dagegen etwas weniger zu betonen, wenn die gegenwärtige Ausprägung des Handwerks mit in den Blick genommen werden soll.<sup>67</sup> Für die Sozialgeschichte des Handwerks ist in einer Reihe von Arbeiten seit den 1980er-Jahren über »prekäre Selbstständigkeit« im Industrialisierungsprozess diskutiert worden, auch wenn eine systematische Erschließung des analytischen Potenzials dieser

64 Vgl. *John Benson*, *The Penny Capitalists. A Study of Nineteenth-century Working-class Entrepreneurs*, Dublin 1983.

65 Vgl. ebd., S. 4f.

66 *Susanne Schötz*, Zur Konstituierung »kleiner« Selbständiger während der bürgerlichen Umwälzung in Leipzig. Ein Beitrag zur messestädtischen Sozialgeschichte, in: *Jahrbuch für Geschichte* 38, 1989, S. 39–94, hier: S. 40.

67 Vgl. dazu *Friedrich Lenger*, *Sozialgeschichte der deutschen Handwerker seit 1800*, Frankfurt am Main 1988, S. 9–12.

Kategorie – auch aus Mangel an sozialtheoretischen Bezugspunkten – nicht erfolgte. »Die technischen, wirtschaftlichen und sozialen Voraussetzungen der Selbständigkeit in Handwerk und Kleingewerbe«, so schrieb Ulrich Wengenroth 1989 in der Einleitung eines einschlägigen Sammelbands, »waren weitgehend prekär und wurden auch so empfunden«. <sup>68</sup> Vor dem Hintergrund des Strukturwandels des Handwerks in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts – sichtbar in den starken Schwankungen des Anteils der Handwerker an der Gesamtbevölkerung, der Nähe der Gesellenlöhne zum Verdienst von Tagelöhnern, den mitunter extremen Unterschieden zwischen verschiedenen Branchen sowie der Polarisierung innerhalb einzelner Handwerke – sprach Friedrich Lenger von einem »massive[n] Sockel von Klein- und Alleinmeistern, deren wirtschaftliche Lage prekär ist«. <sup>69</sup> Das wirkte sich auch mentalitätsgeschichtlich aus. Die handwerkliche Mentalität, so Gerard Schwarz, war »bestimmt von Existenzangst, Verunsicherung durch die neuen Zeichen der Zeit und ein ängstliches Festklammern an den noch gültigen Besitz- und Rechtspositionen«. <sup>70</sup> Die Unterscheidung zwischen Selbstständigen und Lohnabhängigen »verfloss im großen Unterbereich der Handwerksmeister«. Der Übergang zur Selbstständigkeit konnte »eine Art Flucht« bedeuten, etwa bei der Übernahme eines kleinen Ladens zum Beispiel durch ältere Gesellen, die in ihrer Profession keine Zukunft sahen. <sup>71</sup> Im ländlichen Bereich gestalteten sich die Verhältnisse ähnlich. »Die Selbstständigkeit der Handarbeiter erschöpfte sich in der dauernden Suche nach (Lohn-)Arbeit. Denn wesentlich war für sie die nur kurzfristige, saisonale oder gegenstandsspezifische und daher häufig wechselnde Arbeit.« <sup>72</sup>

Zentral für die hier in den Fokus gerückte Ausprägung des Kapitalismus war der Kleinbetrieb, der wiederum ein breites Spektrum ökonomischer Praktiken umfassen konnte. Heinz-Gerhard Haupt und Geoffrey Crossick beobachteten eine »tiefgreifende soziale Heterogenität innerhalb der Welt der kleinen Unternehmen« und einen »hohen Grad an sozialer Instabilität«:

»Auf der einen Seite standen die gutsituierten Händler und Handwerksmeister einer Stadt, die mehrere Angestellte beschäftigten und ihre Unternehmen der nachfolgenden Familiengeneration vererben konnten. Auf der anderen Seite fanden sich die Betreiber winziger und unbedeutender Geschäfte und Werkstätten, die nur deshalb eröffnet wurden, weil ihnen durch ökonomische Krisen andere Möglichkeiten versperrt waren, den Lebensunterhalt zu verdienen.« <sup>73</sup>

Der Weg in die Selbstständigkeit, etwa als kleiner Viktualienhändler, das betont Susanne Schötz, wirkte in vielen Fällen als Vehikel intergenerationeller Mobilität. Für die Söhne von Gesindebediensteten oder lohnabhängigen Arbeitern markierte die Eröffnung eines kleinen Geschäfts ein Aufrücken

»in eine der untersten selbständigen Mittelschichten gegenüber den in jedem Fall nicht selbständigen, überwiegend lohnabhängigen Positionen der Väter. Mit der Erringung der sogenannten bürger-

68 Ulrich Wengenroth, Einleitung, in: *ders.* (Hrsg.), *Prekäre Selbständigkeit. Zur Standortbestimmung von Handwerk, Hausindustrie und Kleingewerbe im Industrialisierungsprozess*, Stuttgart 1989, S. 1–5, hier: S. 5.

69 Friedrich Lenger, *Zwischen Kleinbürgertum und Proletariat. Studien zur Sozialgeschichte der Düsseldorfer Handwerker 1816–1878*, Göttingen 1986, S. 63.

70 Gerard Schwarz, »Nahrungsstand« und »erzwungener Gesellenstand«. *Mentalité und Strukturwandel des bayerischen Handwerks im Industrialisierungsprozeß um 1860*, Berlin 1974, S. 51.

71 Vgl. Jürgen Kocka, *Arbeiterleben und Arbeiterkultur. Die Entstehung einer sozialen Klasse*, Bonn 2015, S. 62 und 241f.

72 Josef Mooser, *Ländliche Klassengesellschaft 1770–1848. Bauern und Unterschichten, Landwirtschaft und Gewerbe im östlichen Westfalen*, Göttingen 1984, S. 240.

73 Heinz-Gerhard Haupt/Geoffrey Crossick, *Die Kleinbürger. Eine europäische Sozialgeschichte des 19. Jahrhunderts*, München 1998, S. 18f.

lichen Selbständigkeit war der Generation der Söhne etwas gelungen, was der Vätergeneration zeit-  
lebens verwehrt blieb.«<sup>74</sup>

Selbstständige und unternehmerische Aktivitäten im engeren Sinn waren hier nicht zwin-  
gend deckungsgleich. Selbständigkeit war keine ausschließlich ökonomische Katego-  
rie, sondern auch ein politisches Ideal und ein Hebel sozialer Distinktion. Selbständig-  
keit beinhaltete »die Aufforderung, sich jeweils selbst um die Ausgestaltung der eigenen  
Stellung und des eigenen Lebensweges zu kümmern, und nicht nur vorgegebenes zu über-  
nehmen«.<sup>75</sup> Im Bürgertum wurde Selbständigkeit als sozioökonomische Voraussetzung  
für politische Partizipation – für das »Bürgersein« – diskutiert. Ein regelmäßiges und aus-  
kömmliches Einkommen allein reichte dazu nicht aus; es bedurfte eines gewissen Vermö-  
gens. Der Selbstständige im bürgerlichen Denken war »Eigentümer«, und das wiederum  
galt als Voraussetzung dafür, sich zu einer »Persönlichkeit« bilden und unabhängig vom  
Urteil anderer sein Leben gestalten zu können.<sup>76</sup> Ganz eindeutig war die Fokussierung auf  
»Selbständigkeit« aber, anders als manchmal suggeriert, kein ausschließlich bürgerli-  
ches Phänomen und erst recht keine bürgerliche Erfindung. So hat Thomas Welskopp auf  
die zentrale Position des Topos der Selbständigkeit beziehungsweise Selbstbestimmung  
innerhalb des sozialdemokratischen »panoptischen Weltbilds« hingewiesen.<sup>77</sup> Tendenzen  
in Richtung einer besonderen Wertschätzung der Selbständigkeit finden sich nahezu  
überall in der Welt der Kleingeldkapitalisten.<sup>78</sup> Auch im Bereich des ländlichen und Heim-  
gewerbes war das der Fall. Spinner und Weber etwa stellten

»den scheinbar paradoxen Typ eines besitzlosen Selbständigen dar, der seine Produktionsmittel  
– Flachs, Garn, Land – kaufen bzw. pachten mußte. Immer aber waren sie selbständig in der Kon-  
trolle über den Arbeitsprozeß. Die Selbständigkeit gründete also weniger auf einem Besitz, wenn  
auch Produktionsinstrumente wie das Spinnrad und der Webstuhl allermeist als Eigentum vorhan-  
den waren, sondern auf der Verfügung über die Arbeitskraft der Familie.«<sup>79</sup>

Diese Selbständigkeit wurde oft unter erheblichen Opfern und um den Preis der Selbst-  
ausbeutung aufrechtzuerhalten versucht, war aber ökonomisch – etwa infolge zunehmen-  
der Kreditabhängigkeit – oft nur eine scheinbare. Die Aufladung des Topos der Selbst-  
ständigkeit realisierte sich in einem eigentümlich ambivalenten Verhältnis zur Rolle des  
(kapitalistischen) Unternehmers. Selbständigkeit konnte sich in unternehmerischer Tä-  
tigkeit oder durch sie realisieren; das war aber nicht notwendig so. »Die durchaus markt-  
bewußten Weber«, so Josef Mooser, verhielten sich in der ersten Hälfte des 19. Jahrhun-  
derts nicht »wie kleine Kapitalisten, sondern wie zünftlerische Handwerker«.<sup>80</sup> Einzelne,  
aber eben nicht alle Elemente kapitalistischen Wirtschaftsverhaltens hielten Einzug in die  
gewerbliche Praxis: betriebswirtschaftlicher Individualismus, Gewinnorientierung, Kos-  
ten-Nutzen-Analysen, Orientierung an Marktveränderungen, rücksichtsloses Ausnutzen  
von Marktchancen.<sup>81</sup>

Eine derartige Spannung zeigt sich nicht nur in der Sozialgeschichte des 19. Jahrhun-  
derts, sondern sie ist ebenso kennzeichnend für die Alternativbewegungen seit den 1970er-

74 Schötz, Konstituierung »kleiner« Selbständiger, S. 49.

75 Manfred Hettling, Die persönliche Selbständigkeit. Der archimedische Punkt bürgerlicher Le-  
bensführung, in: ders./Stefan-Ludwig Hoffmann (Hrsg.), Der bürgerliche Wertehimmel. Innen-  
ansichten des 19. Jahrhunderts, Göttingen 2000, S. 57–78, hier: S. 59.

76 Vgl. ebd., S. 63–66.

77 Vgl. Thomas Welskopp, Das Banner der Brüderlichkeit. Die deutsche Sozialdemokratie vom  
Vormärz bis zum Sozialistengesetz, Bonn 2000, S. 531f.

78 Vgl. Benson, Penny Capitalists, S. 126f.

79 Mooser, Ländliche Klassengesellschaft, S. 71.

80 Ebd., S. 168.

81 Vgl. ebd., S. 224f.

Jahren. Zahlreiche Klein- und Kleinstprojekte dieser Zeit – vieles davon wirkt wie politisierter *penny capitalism* – versuchten, »mit der Gründung von lokalen Zeitungen, Kneipen, Buchhandlungen, Kommunikationszentren, Verlagen, Läden und Teestuben eine eigene Sub- und Infrastruktur zu schaffen«. <sup>82</sup> Zunächst geschah das in expliziter Distanz zur unternehmerischen Logik, angesichts des ökonomischen Drucks, dem sich zahlreiche Alternativprojekte in den 1980er-Jahren ausgesetzt sahen, änderte sich das aber. Innerhalb der Alternativbewegung stieß diese Entwicklung auf Kritik, wenn es etwa 1980 in der Zeitschrift »radikal« hieß: »Alltägliche Überlebenskämpfe auf dem Schlachtfeld klein-kapitalistischer Konkurrenzmaschinen verkaufen sie als neue Heilslehre sozialer Emanzipation: die Geschäftsführer der Alternativbewegung.« <sup>83</sup> In affirmativ-apologetischer Wendung stimmten Autoren wie Matthias Horx dagegen ein Lob der neuen »postalternativen Kleinbetriebe« an, in denen zwar ein lockeres Klima herrsche, die Eigentumsverhältnisse aber dennoch klar seien. Aus alternativen Kollektivbetrieben wurden zusehends die »neuen Selbstständigen«. <sup>84</sup>

Nicht jeder dieser »neuen Selbstständigen« oder jeder selbstständige Handwerker und Händler des 19. Jahrhunderts war ein idealtypischer Unternehmer im schumpeterschen Sinn. Allerdings lässt sich aus den vorliegenden sozialhistorischen Forschungen schon der Schluss ziehen, dass unternehmerisches Bemühen nicht nur in Einzelfällen vorkam. Die nahezu unerschöpfliche Differenzierung und Spezialisierung von Produkten im Handwerk ist beispielsweise im oben ausgeführten Sinn als Suche nach neuen (monopolistischen) Teilmärkten interpretierbar; im Handel zeigt sich unternehmerische Innovation darin, aus nutz- und wertlosen Dingen, aus Weggeworfenem oder Verlorenem handelbare und profitable Waren zu machen. Das alles mag marginal erscheinen, allerdings ist es wenig plausibel, derartige Praktiken allein deshalb zu vernachlässigen, weil sie nach Art und Umfang nicht dem Bild des industriellen Großunternehmers entsprechen; schließlich unterstrich bereits Schumpeter, dass unternehmerische Neuerungen keineswegs immer spektakulär sein müssen und auch die »Belohnung« mitunter eher mäßig ausfalle. <sup>85</sup> In sozialhistorischer Perspektive und unterstützt von Schumpeters theoretischen Bemerkungen zeichnet sich die Existenz eines »prekären Unternehmertums« ab, dessen Grenzen zur (Solo-)Selbstständigkeit fließend sind. <sup>86</sup> Die in aktuellen sozialwissenschaftlichen Forschungen diagnostizierte Erosion des »Normalunternehmertums« (Andrea D. Bührmann/Katrin Hansen) und die damit verbundene Diversifizierung unternehmerischer Praxis scheint mithin kein ausschließliches Phänomen der jüngeren und jüngsten Gegenwart zu

82 Arndt Neumann, *Kleine geile Firmen. Alternativprojekte zwischen Revolte und Management*, Hamburg 2008, S. 13f.

83 Zit. nach: ebd., S. 59.

84 Vgl. ebd., S. 63f.

85 »It should be observed at once«, so schrieb er »that the ›new thing‹ need not be spectacular or of historic importance. It need not be Bessemer steel or the explosion motor. It can be the Deerfoot sausage.« Schumpeter, *Comments on a Plan for the Study of Entrepreneurship*, S. 412. An anderer Stelle heißt es, die überwältigende Mehrheit der Unternehmer seien Klein- und Kleinstunternehmer, die »für ihre Tätigkeit ein sehr bescheidenes Entgelt oder gar nichts oder weniger als nichts« erhalten, dennoch aber »ihr Äußerstes [tun], weil sie die große Belohnung vor Augen [haben] und ihre Chancen auf gleichen Erfolg überschätzt[en]«, Schumpeter, *Kapitalismus, Sozialismus und Demokratie*, S. 122f.

86 Dazu und zum Folgenden: Andrea D. Bührmann/Katrin Hansen, Die Erosion des Normalunternehmertums als Chance für eine notwendige Entrepreneurial Diversity, in: *Sozialwissenschaften und Berufspraxis* 30, 2007, S. 69–84; Andrea D. Bührmann, Unternehmertum jenseits des Normalunternehmertums. Für eine praxistheoretisch inspirierte Erforschung unternehmerischer Aktivitäten, in: *Berliner Journal für Soziologie* 22, 2012, S. 129–156.

sein. Der Typus des Normalunternehmers<sup>87</sup> war in historischer Perspektive im Grunde nie »normal«. Die gegenwärtige Neudefinition unternehmerischer Selbstständigkeit, die darauf verzichtet, den Umfang der Tätigkeit zu einem zentralen Kriterium zu machen und nicht mehr voraussetzt, dass man »auch andere als sich selbst« beschäftigt, scheint also durchaus anschlussfähig an eine Diskussion des Kleingeldkapitalismus im 19. Jahrhundert. Das betrifft auch die empirische Beobachtung, dass unternehmerische Gründungen gehäuft in Teilzeit oder Soloselbstständigkeit münden, die in jeder Hinsicht »prekär« sind.

»Erst langsam wird deutlich, dass nicht nur viele Unternehmer und Unternehmerinnen erfolgreich, sondern auch immer mehr prekär wirtschaften und um ihr wirtschaftliches Überleben kämpfen. Diese prekären Selbständigen steigen gerade nicht entweder in gesicherte Verhältnisse auf oder müssen ihr Unternehmen aufgeben. Vielmehr verbleiben sie in einem ›heiklen Schwebestand‹ zwischen Wohlfahrt und Armut.«<sup>88</sup>

Die Mehrheit dieser prekären Klein- und Kleinstunternehmen entsteht zudem nicht im Bereich hoch qualifizierter, anspruchs- und voraussetzungsvoller Tätigkeiten (das stereotype IT-Startup ist nicht die Norm und Google oder Facebook sind nicht die idealtypischen IT-Startups), sondern es handelt sich um Unternehmen, die gerade deshalb massenhaft gegründet werden, weil die qualifikatorischen Eingangshürden gering sind.<sup>89</sup> In der Wahrnehmung der prekären Unternehmerinnen und Unternehmer ist Qualifikation kein Selbstzweck mehr. Vielmehr zeigt sich eine »strategische Qualifikationsbereitschaft«, die darauf abhebt, möglichst viele Optionen möglichst lange offenzuhalten.<sup>90</sup> Auch das ist eine Brücke zurück ins 19. Jahrhundert, schließlich erlebten bereits Jacques Rancières französische Handwerker, dass berufliche Qualifikation in der »industriellen Anarchie so viel wert ist wie ein Lotterieschein«.<sup>91</sup> Für die postindustrielle Anarchie dürfte etwas sehr Ähnliches gelten. Die systematische und voranschreitende Privilegierung polyvalenter Kompetenzen gegenüber berufsspezifischer Fachqualifikation etwa im universitären Umfeld lässt sich als affirmativer Versuch interpretieren, dieser Entwicklung gerecht zu werden. Ein mit dem Wissen aus zahlreichen Entrepreneurship-Workshops ausgestattetes IT- und BWL-Prekariat, dessen Konturen sich bereits abzeichnen, bildet heute das potenziell erschöpfliche Reservoir für ein neues Klein- und Kleinstunternehmertum – *penny capitalists* unter den Bedingungen eines neuen »kognitiven Kapitalismus«.<sup>92</sup>

87 Gemeint ist damit der berufserfahrene, erwerbstätige Mann ohne Migrationshintergrund, »der über angemessenes ökonomisches Kapital verfügt und profunde unternehmerische Fachkenntnisse sowie eine entsprechende (Berufs-)Ausbildung hat«, »sich rast- und ruhelos in Vollzeit seinem Unternehmen widmet« und »aus den erfolgreichen unternehmerischen Aktivitäten ein gesichertes Einkommen erzielen kann«, *Bührmann*, Unternehmertum jenseits des Normalunternehmertums, S. 131f.

88 Ebd., S. 137.

89 Vgl. *Randall Collins*, The End of Middle-Class Work: No More Escapes, in: *ders./Wallerstein/Mann* u. a., Does Capitalism Have a Future?, S. 37–69, hier: S. 53f.

90 Vgl. *Völker*, Entsicherte Verhältnisse, S. 224f.

91 *Rancière*, Nacht der Proletarier, S. 56. Berufswechsel und (wechselnde) Mehrfachbeschäftigungen kennzeichneten auch die Situation im Kleinbürgertum und dörflichem Handwerk, vgl. *Haupt/Crossick*, Kleinbürger, S. 91; *Mooser*, Ländliche Klassengesellschaft, S. 47f. In einer vor dem Abschluss stehenden Studie zur Geschichte des Polizeidiensts im 19. Jahrhundert arbeite ich die Konturen eines fluiden Arbeitsmarkts heraus, auf dem die Kombination handwerklicher Qualifikation mit häufig wechselnden Beschäftigungen in unterschiedlichen Dienstverhältnissen ebenfalls eher die Regel als die Ausnahme war.

92 Vgl. *Isabell Lorey/Klaus Neundlinger* (Hrsg.), Kognitiver Kapitalismus, Wien/Berlin 2012.

*Aus dem Hobby Kapital schlagen*

Es macht einen Unterschied, ob ein Gewerbe in Voll- oder Teilzeit betrieben wird. Teilzeitgeschäfte, so John Benson, waren mehrheitlich defensive Überlebensstrategie, während sich im Ringen um ein Vollzeitgeschäft oft der zähe Wunsch nach Unabhängigkeit von Lohnarbeit um jeden Preis zeigte.<sup>93</sup> Bei der Mehrheit kleingeldkapitalistischer Aktivitäten handelte es sich freilich um Teilzeitgeschäfte im Nebenerwerb. Das fügte sich in eine längere Tradition, verschiedene Tätigkeiten gleichzeitig, gleichsam im fliegenden Wechsel, auszuüben. Das seit einiger Zeit etablierte, aber wieder etwas vergessene Konzept der »Ökonomie des Notbehelfs« versucht, diese Konstellation zu fassen (verzichtet dabei aber auf die kapitalismustheoretischen Bezüge, auf die es mir ankommt):

»Die Notbehelfswirtschaft ist in erster Linie eine kombinierte Ökonomie, d.h. sie beruht auf der Kombination verschiedener Erwerbsquellen, die zusammengenommen erst das Überleben sichern. Man muß alles machen, was sich einem anbietet, und man kann noch alles tun, weil in der ländlichen Produktionsweise Arbeitsteilung und Spezialisierung noch verhältnismäßig wenig entwickelt sind. [...] Jede einzelne dieser Zuerwerbsquellen mag für sich genommen relativ belanglos gewesen sein; auch erscheinen sie in einem hohen Ausmaß als wechselseitig substituierbar, woraus sich im übrigen nicht zu unterschätzende Anpassungskapazitäten an Veränderungen der Wirtschaftsstruktur ergaben. Worauf es ankam, war das Arrangement dieser Einnahmequellen, d.h. die Fähigkeit, sie so geschickt zu organisieren und aufeinander abzustimmen, daß das Auskommen gewährleistet war und – im günstigsten Fall – eine Art von »Sicherheitsnetz« aufgespannt werden konnte, das jederzeit aktivierbare Einkommensreserven bereithielt bzw. selbst im Falle des Ausbleibens der einen oder anderen Einnahmequelle den Absturz unter das Existenzminimum verhinderte.«<sup>94</sup>

Diese Tradition ragte weit ins 19. Jahrhundert (und scheint gegenwärtig wiederzukehren). Die Verbindung von Lohnarbeit mit anderen Einkommensquellen war und blieb für die ländlichen und städtischen Unterschichten typisch. Häufig, so Jürgen Kocka, waren diese Arrangements »mit Kleinstbesitz verbunden, und daraus folgten gewisse Selbständigkeitserfahrungen oder doch Selbstständigkeitsansprüche, so bei vielen Landarbeitern, den Kleinmeistern des Handwerks und zahlreichen Arbeitern des Heimgewerbes.«<sup>95</sup> Im Viktualienhandel waren immer wieder Personen aktiv, die ihr Geschäft im Nebenerwerb betrieben, vornehmlich also in anderen Bereichen arbeiteten – allerdings in solchen, »die ihnen noch genügend freie Zeit für eine zweite Erwerbstätigkeit ließen.«<sup>96</sup> Ein sozialgeschichtlicher Blick auf ökonomische Praktiken im 19. Jahrhundert macht Karrieren sichtbar, wie etwa diejenige von George Heffran, Jahrgang 1820, der vom Seemann zum Wiegekontrollleur im Hafen von Portsmouth wurde und dann zum Kohlehändler, der seine Einnahmen durch den Verkauf und die Auslieferung von Milch ergänzte.<sup>97</sup>

Die Kombination unterschiedlicher Teilzeit- und Nebenbeschäftigungen schuf eine Situation, in der einerseits nicht immer klar anzugeben ist, ob eine (und welche) dieser Tätigkeiten Hauptbeschäftigung war. Andererseits wurde unter diesen Voraussetzungen die Grenze zwischen (Erwerbs-)Arbeit und Freizeit brüchig. Der Prozess der Ausdifferenzie-

93 Vgl. Benson, *Penny Capitalists*, S. 129–133.

94 Norbert Schindler, *Jenseits des Zwangs? Zur Ökonomie des Kulturellen inner- und außerhalb der bürgerlichen Gesellschaft*, in: *ders.*, *Widerspenstige Leute. Studien zur Volkskultur in der Frühen Neuzeit*, Frankfurt am Main 1992, S. 20–46, hier: S. 40f. Eingeführt wurde das Konzept als »economy of makeshifts«, um die ökonomischen Überlebensstrategien der Armen im 18. Jahrhundert beschreibend auf den Begriff zu bringen, vgl. *Olwen H. Hufton, The Poor of Eighteenth-Century France, 1750–1789*, Oxford 1974.

95 Kocka, *Arbeiterleben und Arbeiterkultur*, S. 76f.

96 Schötz, *Konstituierung »kleiner« Selbständiger*, S. 59f.

97 Vgl. Light, *Common People*, S. 211f.

nung dieser beiden Bereiche ist sozialhistorisch gut dokumentiert.<sup>98</sup> Eine zu strikte Betonung der Grenze hat allerdings zur Folge, dass bestimmte Praktiken, als »Hobby« codiert und damit aus einer Sozialgeschichte des Kapitalismus hinauskomplimentiert werden; und zwar auch dann, wenn sie quasiunternehmerisch betrieben und ihre Ergebnisse auf den Markt geworfen werden. Eine kategorische Ausdifferenzierungsperspektive verdeckt allerdings tendenziell die Existenz eines kapitalismushistorischen Zwischenraums, der sich beispielsweise in zeitgenössischen Beschreibungen des Heimgewerbes spiegelt. Einerseits betonten etwa preußische Gewerbebeamte um 1800 die Bedeutung der »häuslichen Industrie des Spinnens und Webens« in diesem Gefüge, sei sie doch »von unschätzbarem Wert, weil sie jeden sonst nutzlosen Augenblick zu Gelde macht«.<sup>99</sup> Andererseits zeigte sich im Übergang zu Verlagssystem und Fabrikindustrie gerade auch im ländlichen Bereich bei etablierten Bauern eine »Liebhabelei für Nebenverdienste« in Produktenhandel und Fuhrwerkgeschäften, es ging dabei aber oft eher um Dienstleistungen für Kaufleute als darum, selbst zum Händler und Kapitalisten zu werden.<sup>100</sup>

Carolyn Steedman hat in einer exemplarischen Studie über einen englischen Strumpfmacher des frühen 19. Jahrhunderts gezeigt, wie problematisch es im Einzelfall ist, die angesprochenen Unterscheidungen aufrechtzuerhalten. Joseph Woolley, der Strumpfwirker, um den es in Steedmans Studie geht, war mit diversen Dingen beschäftigt, die sich als ökonomische Tätigkeiten klassifizieren lassen, und er dokumentierte das in seinen Büchern.<sup>101</sup> Dabei fällt auf, dass er keine systematische Unterscheidung von Erwerbsarbeit und Freizeitbeschäftigungen vornahm. Er tat in seiner Freizeit, was andere taten, um ihren Lebensunterhalt zu verdienen – und er widmete sich seiner Erwerbsarbeit mit der gleichen Haltung wie seinen Hobbies. Woolley ebnete die Unterscheidung der verschiedenen Tätigkeiten tendenziell ein, auch wenn vom Umfang der Tätigkeiten klar blieb, dass er Strumpfmacher war, der sich nebenher mit anderem beschäftigte (und nicht umgekehrt). Woolley bezeichnete seine Einnahmen, die er aus ganz unterschiedlichen Quellen und mittels unterschiedlicher Tätigkeiten bezog (ohne eine bestimmte Tätigkeit als »eigentliche« Erwerbstätigkeit besonders zu behandeln), zudem nie als »wage« (diesen Begriff reservierte er für Dienstpersonal und Erntearbeiter). Wenn es also – aus seiner Sicht – kein Lohn war, mit dem er seinen Lebensunterhalt bestritt, weil er seine Tätigkeit nicht als Lohnarbeit ansah, was war es dann? Zahlte er sich selbst einen Teil seines unternehmerischen Gewinns, mithin einen Anteil des Profits (s)eines Ein-Mann-Mischkonzerns aus? Woolley handelte mit Kerzen und Baumwolle, vor allem zeigte er aber ein ausgeprägtes Interesse an »gardening« und »herbalism«. Er baute systematisch Kräuter an, stellte Salben und Tinkturen gegen Warzen, Rückenbeschwerden und andere Leiden her, die er verkaufte oder mit denen er Nachbarn behandelte. Er professionalisierte und kapitalisierte also eine Form des »doctoring«, die in der Arbeiterschaft traditionell innerhalb des Hauses

98 Nach wie vor anregend: *Gerhard Huck* (Hrsg.), *Sozialgeschichte der Freizeit. Untersuchungen zum Wandel der Alltagskultur in Deutschland*, Wuppertal 1980; vgl. aber auch *Peter-Paul Bänziger*, *Arbeiten in der »Konsumgesellschaft«*. Arbeit und Freizeit als Identitätsangebote um die Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts, in: *Lars Bluma/Karsten Uhl* (Hrsg.), *Kontrollierte Arbeit – disziplinierte Körper? Zur Sozial- und Kulturgeschichte der Industriearbeit im 19. und 20. Jahrhundert*, Bielefeld 2012, S. 107–134; *Peter Burke*, *The Invention of Leisure in Early Modern Europe*, in: *Past & Present*, 1995, Nr. 146, S. 136–150; *Andrew M. Davies*, *Leisure, Gender, and Poverty. Working-Class Culture in Salford and Manchester*, Buckingham 1992.

99 Zit. nach: *Mooser*, *Ländliche Klassengesellschaft*, S. 40.

100 Zur »bäuerlichen Passivität gegenüber den handelskapitalistischen Möglichkeiten«, vgl. *Mooser*, *Ländliche Klassengesellschaft*, S. 282–284.

101 Vgl. dazu und zum Folgenden: *Carolyn Steedman*, *An Everyday Life of the English Working Class. Work, Self and Sociability in the Early Nineteenth Century*, Cambridge/New York etc. 2013, insb. S. 172–200.

praktiziert wurde. »The doctoring business clearly was a commercial enterprise, but the indications are that Woolley was intellectually interested in it.«<sup>102</sup> Woolley spezialisierte sich auf Stachelbeeren und verbuchte »subscription money to local gooseberry shows as a necessary outgoing, and was evidently pleased to win prizes at Bradmore and Ruddington in 1815«.<sup>103</sup> Woolley ist nur ein Beispiel. Gärtnerische Aktivitäten gehörten zum wichtigsten kleingeldkapitalistischen Betätigungsfeld arbeiterlicher Schichten während des gesamten 19. Jahrhunderts.<sup>104</sup> Die meisten Unternehmungen dieser Art pendelten zwischen Selbstversorgungs- und Profitmotiven.

»Indeed some gardeners and allotment holders proved as strongly profit motivated as the most devoted capitalist could wish. A seventeen-year-old factory worker wrote proudly to the Smallholder in 1910 to announce that he was able to sell most of his produce to his mother. ›Thus we follow out the principle in practice of producing at home instead of buying from the ›foreigner‹.‹ A girl from Barrow-in-Furness remembers with more bitterness that during the same period her step-grandfather ›had a garden on Greengate where the nursery school is now and he used to bring all the vegetables, potatoes, cabbage, beans and the most beautiful tomatoes anybody had ever tasted, and believe it or not he used to charge my mother for it.‹«<sup>105</sup>

Bleibt man bei Joseph Woolley, dann wird offenkundig, dass die Grenzen zwischen Hobby, Hinzuverdienst und selbstständigem Unternehmertum fließend waren. Das rückt die ökonomischen Praktiken eines umtriebigen Strumpfmachers aus dem frühen 19. Jahrhundert in die Nähe der seit wenigen Jahren boomenden Geschäfte und Marktplattformen für Handarbeiten und Selbstgemachtes. Etsy.com oder DaWanda.com treten mit dem Versprechen an, aus dem einen oder anderen Hobby Kapital schlagen zu können. Erlaubt ist ausschließlich der Verkauf bestimmter Artikel:

»handgefertigte Produkte, Vintage-Artikel oder Handwerkszubehör (›Material & Werkzeug‹). Handgefertigte Produkte sind Artikel, die von dir, dem Verkäufer, hergestellt werden oder die von dir entworfen und mithilfe eines genehmigten externen Herstellers hergestellt werden, der unsere Richtlinien für ethisch vertretbare Herstellung erfüllt.«<sup>106</sup>

Die altehrwürdige kleingeldkapitalistische Praxis des Wiederverkaufs beziehungsweise Zwischenhandels unterliegt dagegen, wenn sie überhaupt möglich ist, einer strengen Regulierung. DaWanda.com gesteht zu, dass man »als Verkäufer nicht zwingend selbst der Hersteller des Produktes sein« muss, sondern auch »Designer oder Wiederverkäufer einzigartiger Dinge sein« kann, legt für diesen Fall aber fest, dass erstens in der Produktbeschreibung »der Hersteller des Produktes mit Vor- und Nachnamen sowie Adressangabe genannt sein«, zweitens dem Verkäufer »eine schriftliche Erlaubnis des Herstellers vorliegen« muss, die den »Weiterverkauf der Waren erlaubt«, drittens auch in diesem Fall nur Kleinserien und Unikate verkauft werden dürfen, viertens die angebotenen Produkte

102 Ebd., S. 197.

103 Ebd., S. 199.

104 Vgl. *Benson*, Penny Capitalists, S. 17–40.

105 Ebd., S. 22f.

106 So die Verkäuferbestimmungen bei Etsy.com, URL: <<https://www.etsy.com/de/legal/sellers/#allowed>> [11.08.2016]. Die Richtlinien bei DaWanda.com sind die gleichen: »[B]ei uns kannst Du Produkte verkaufen, bei denen das Besondere ersichtlich wird, zum Beispiel aufgrund des verwendeten Materials, der Herstellungsweise oder des Verwendungszwecks. [...] Wichtig ist, dass Du keine Produkte ›von der Stange‹ anbietest, sondern Produkte, die Du selbst herstellst, entwirfst oder aufarbeitest. [...] Bei DaWanda darfst Du ausschließlich handgemachte, individualisierte, aufgearbeitete, restaurierte, veredelte oder nach Maß angefertigte Produkte anbieten. Eine Ausnahme stellen lediglich entsprechende Waren der Kategorien ›Material‹ und ›Vintage‹ dar. [...] Du kannst außerdem Produkte anbieten, für die Du das Design entworfen hast, die Du jedoch nicht selbst fertigst« URL: <<http://de.dawanda.com/page/policies>> [11.08.2016].

»zumindest teilweise handgefertigt sein« müssen und fünftens »handgefertigte Produkte aus Dritte-Welt- und Schwellenländern« nicht angeboten werden dürfen, »wenn sie nicht aus fairem Handel stammen«. <sup>107</sup> Online-Marktplattformen setzen die Einstiegshürden für die Eröffnung eines kleinen Geschäfts, die so oder so nie besonders hoch waren, noch einmal herab. Shops können mit wenigen Klicks eröffnet werden (und ggf. geräuschlos wieder verschwinden). Online scheinen Verkaufsformen aktualisiert zu werden, die sich auch im 19. Jahrhundert in der Welt des Kleingeldkapitalismus und der Kapitalisierung von Hobbys anboten. Auch die zahlreichen kleinen Geschäfte des 19. Jahrhunderts wurden oft nebenher betrieben und hatten einen Übergangscharakter. <sup>108</sup> Der Typus des temporären Ladengeschäfts kehrt gegenwärtig nicht nur »online« wieder, sondern seit Kurzem auch in Form sogenannter PopUpShops, die freilich stärker einen Eventcharakter haben und den Fokus auf die kreative Nutzung nicht (mehr) genutzter Räume richten. PopUpShops balancieren zwischen Kunstprojekt und origineller Shop-Idee. <sup>109</sup>

Es ist eine offene Frage, wie die verschiedenen Formen des Handelns mit selbst gemachten Dingen innerhalb der »Umstrukturierung von Arbeits- und Beschäftigungsverhältnissen« zu verorten oder »auf den › kreativen Imperativ‹ postfordistischer Ökonomien« zu beziehen sind, wie also die Kapitalisierung »häuslicher Eigenproduktion« im konkreten Fall abläuft.

»Bei dieser kleinunternehmerischen Gründungsidee geht es darum, möglichst selbstbestimmt ›schöne‹ Produkte an den Mann oder die Frau zu bringen. Diese sind jedoch von prekären Arbeitsbedingungen und Unsicherheiten geprägt. Zeit für Widerstand gegen das kapitalistische System bleibt meist wenig. [...] [Vieles] klingt nach behübschendem Businessprech, den man auch im Begriffsnebel von Ich-AG & Co finden kann. Das Ankurbeln einer selbstausbeuterischen Nischenökonomie von SelbermacherInnen, die so in Deutschland z. B. dem Hartz-IV-Stigma zu entgehen meinen, ist durch Veröffentlichungen wie ›Marke Eigenbau. Der Aufstand der Massen gegen die Massenproduktion‹ von Holm Friebe und Thomas Ränge (2008) sowie dem 2006 gegründeten deutschen Pendant zur amerikanischen Selberrmachplattform Etsy.com, dawanda.com, dem ›Marktplatz für Einzigartiges‹, der selbstgemachte ›products with Love‹ verkauft (die zumeist von Frauen mühevoll hergestellt und zu einem in keinem Verhältnis zum Aufwand stehenden Preis verkauft werden), bereits voll im Gange.« <sup>110</sup>

Mag sich die soziale Herkunft der Beteiligten gegenüber vergleichbaren Aktivitäten im 19. Jahrhundert verschoben haben, so zeigen sich doch *erstens* in geschlechtergeschichtlicher Hinsicht deutliche Kontinuitäten. (Textile) Handarbeiten wurden und werden mehrheitlich von Frauen praktiziert – gerade auch in ihrer kommerzialisierten Form. Bereits im 19. Jahrhundert waren es vor allem Frauen (freilich im Gegensatz zu heute eher Arbeiterfrauen als Frauen des Bürgertums), die ihre *domestic skills* kapitalisierten. <sup>111</sup> *Zweitens* weist auch das Verhältnis dieser Form der Betätigung zum Kapitalismus gewisse Kontinuitäten auf. Dieses Verhältnis war und ist ambivalent, jedenfalls weder gegenwärtig noch an der Wende zum 19. Jahrhundert eindeutig als kapitalismuskritisch oder gar antikapita-

107 Ebd.

108 Vgl. Benson, Penny Capitalists, S. 120.

109 Vgl. Verena Kuni, PopUpShop, in: Critical Crafting Circle (Hrsg.), Craftista! Handarbeit als Aktivismus, Mainz 2011, S. 144–157.

110 Sonja Eismann/Elke Zobl, Radical Crafting, DIY-Aktivismus & Gender-Politiken, in: Critical Crafting Circle, Craftista!, S. 188–197, hier: S. 192f.

111 Vgl. Benson, Penny Capitalists, S. 41–49. Unter den Bedingungen des textilindustriellen Heimgewerbes im ländlichen Raum konnte das allerdings auch eine Einebnung, teilweise sogar einen Umsturz der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung nach sich ziehen: Väter und Söhne verrichten die Feld- und Hausarbeit, damit Frauen und Töchter ungestört spinnen und damit das familiäre Einkommen sichern können. Mitunter wurde der gesamte Alltag um die hausindustrielle Tätigkeit der Frau herum organisiert. Vgl. Mooser, Ländliche Klassengesellschaft, S. 77f.

listisch einzuordnen.<sup>112</sup> Hans Medick hat bereits vor einiger Zeit darauf hingewiesen, dass auch die Verhaltensstandards und soziokulturellen Normen, die sich aus der »Ökonomie des Notbehelfs« um 1800 ergaben beziehungsweise ihr zugrunde lagen, nicht zwingend als bewusster Konflikt mit »den Zwängen der neuen kapitalistischen Märkte und Produktionsverhältnisse« zu interpretieren sind. Vielmehr handle es sich (»auch im Sinne einer positiven angepaßten Dynamik«, so Medick) um ein Marktphänomen.<sup>113</sup> Vor allem im Ausgabeverhalten zeige sich ein plebejischer Versuch »die Vorteile des neuen Kapitalismus erstmals [zu] nutzen, ohne seine Beschränkungen anzuerkennen«.<sup>114</sup> Medicks Zuordnung der kapitalismusaffinen Elemente aufseiten des Konsums, während Erwerb eher subsistenzökonomisch gerahmt wird, überzeugt allerdings nicht vollends. Auch die Generierung verschiedener Einkommen und Einkommensanteile wies früh kapitalistisch-unternehmerische Züge auf; allerdings in einer Form, in der Subsistenz und Kapitalismus nicht zu Gegensätzen wurden beziehungsweise die Logik der Prekarität mit der Logik des Unternehmerischen verschmolz.

### *Geliehenes Geld*

Ebenso in einem kapitalismushistorischen Zwischenbereich lassen sich Klein- und Kleinstkredite verorten, die seit einiger Zeit aus alltagsgeschichtlicher und historisch-anthropologischer Perspektive diskutiert werden.<sup>115</sup> So hat Craig Muldrew die ausgedehnten und verzweigten Kreditnetzwerke im frühneuzeitlichen England rekonstruiert und auf die allgegenwärtige Rolle von Kredit und das Übergewicht kleiner, informell geregelter Kredite

112 Das gilt auch für die seit geraumer Zeit boomenden Projekte einer *Share Economy*. Diese zielen, so etwa Francesca Pick, Projektkoordinatorin bei OuiShare.net, langfristig auf »eine systemische und kulturelle Veränderung in der Gesellschaft«. Die praktische Schwierigkeit bestehe aber oft darin, dass viele Menschen zwar bereit sind, Dinge anderen zur temporären Nutzung zu überlassen, dies aber keineswegs immer ohne Gegenleistung. Aber selbst das gilt noch als »intermediärer Schritt«. »Natürlich ist es nicht ideal«, so Pick, »dass Leute ihre Sachen nur aufgrund einer Gewinnaussicht teilen. Aber ohne die würden sie es vielleicht gar nicht tun. Mit grundkapitalistischem Verhalten tragen die Leute also trotzdem dazu bei, die Share Economy zu verbreiten« (»Es geht nicht nur ums Teilen. Es geht um eine neue Gesellschaft«. Gespräch mit Francesca Prick, in: der Freitag, 28.5.2014, S. 20). Für eine solche Einschätzung bedarf es schon eines erheblichen Optimismus, stellt das Verleihen von Dingen gegen Gebühr, die Überlassung von Wohn- und Geschäftsräumen gegen Miete oder von Geld gegen Zinsen ja in der Tat ein »grundkapitalistisches Verhalten« dar, das zudem in Sachen Profitgier, Ausbeutungsgrad und anderer Begleiterscheinungen oft noch übler beleumundet ist als der reguläre Verkauf. Dass Kredit- oder Immobilienhaie aufgrund der Erfahrung, die sie beim profitablen »Teilen« ihres Gelds oder ihrer Häuser machen, zu einer kollaborativen Haltung finden, ist sozialhistorisch bisher nicht beobachtet worden. Die aktuellen Diskussionen um alternative Wirtschaftsformen überschreiten offensichtlich immer dann die Grenze zur Naivität, wenn es an kapitalismustheoretischer Reflexion und kapitalismushistorischer Tiefschärfe fehlt; etwa dann, wenn völlig selbstverständlich davon ausgegangen wird, dass nur solche Dinge geteilt werden, die jemand bereits besitzt und (temporär) nicht benötigt. Ausgeblendet wird dabei die lange Geschichte einer kapitalistischen »Kultur des Teilens«, in der Dinge mit dem Ziel erworben werden, sie gewinnbringend anderen zu überlassen. Was als Alternative zum Kapitalismus startet, wird so zur konsumgesellschaftlichen Resteverwertung.

113 *Hans Medick*, Plebejische Kultur, plebejische Öffentlichkeit, plebejische Ökonomie. Über Verhaltensweisen Besitzarmer und Besitzloser in der Übergangsphase zum Kapitalismus, in: *ders./Robert M. Berdahl/Alf Lüdtke* u. a. (Hrsg.), *Klassen und Kultur. Sozialanthropologische Perspektiven in der Geschichtsschreibung*, Frankfurt am Main 1982, S. 157–204, hier: S. 166.

114 Ebd., S. 173.

115 Als Überblick: *Mischa Suter*, Jenseits des »cash nexus«. Sozialgeschichte des Kredits zwischen kulturalanthropologischen und informationsökonomischen Zugängen, in: *WerkstattGeschichte*, 2010, Nr. 53, S. 89–99.

hingewiesen.<sup>116</sup> In diesen Zusammenhang gehört auch das Pfandleihwesen. Die Pfandleihe war der »klassische Kredit armer Leute« seit dem 18. Jahrhundert. Es handelt sich um eine Kreditform, die »auf eine hochmobile städtische Bevölkerung zielte, die von ihrer Arbeitskraft lebte und nicht in der Lage war, auf familiäre oder nachbarliche Netzwerke vor Ort zurückzugreifen«.<sup>117</sup>

Melanie Tebbutt konnte in ihrer Studie über die Pfandleihpraktiken der englischen Arbeiterschaft im 19. Jahrhundert nachweisen, dass Sparen stets auf konkreten Erwerb bezogen war und die erworbenen materiellen Besitztümer als »tangible assets« betrachtet wurden, die teilweise schon beim Erwerb darauf befragt wurden, was sie in der Pfandleihe einbringen werden. »Rather than standing idle in a savings account, money invested in material goods provided immediate enjoyment while being easily realizable.«<sup>118</sup> Das Kapitalismustheoretisch Interessante daran ist, dass sich hier erzkapitalistischer Geist (der Horror vor unproduktivem Vermögen) und eine eher subsistenzökonomische Haltung (die Mobilisierung von Ressourcen nicht zwingend zum Zweck der Investition) überlagerten. Tebbutt berichtet von Praktiken, die sich sowohl als Beleg für die Ärmlichkeit der Verhältnisse als auch als (notgedrungen) kreatives Unternehmertum interpretieren lassen: Wäscherinnen, die die Wäsche der Kundinnen und Kunden bis zum Zahlungstermin verpfändeten, um »Kapital« für den täglichen Betrieb zu generieren; Fisch- und Gemüsehändler, die ihre Waren für das Tagesgeschäft bezahlten, indem sie allmorgendlich ihre Schlafdecken zur Pfandleihe brachten und abends mit einem Teil der Tageseinnahmen wieder auslösten; Schuhmacher, die halbfertige Zwischenprodukte in Zahlung gaben, da ihnen das Kapital fehlte, um alle für einen Auftrag benötigten Materialien auf einmal zu kaufen; Tischler und Schreiner, die nach den Sägearbeiten ihre Säge verpfändeten, um Nägel und Leim für den nächsten Arbeitsschritt zu bezahlen. Tebbutt berichtet von zahlreichen kleinen und kleinsten Krediten für kommerzielle Zwecke. »Many small-scale commercial enterprises were actually founded on the capital supplied by the pawnbroker, and those who depended on credit for their livelihood often relied in pledge shop advances to tide them over between payments.«<sup>119</sup> Das lässt sich um weitere Beispiele ergänzen. Johannes Laufer hat herausgearbeitet, dass im Oberharzer Bergbaugebiet im 19. Jahrhundert Bergmannsfrauen bei Händlern, Handwerkern und anderen Unternehmern in teilweise derart beachtlicher Höhe anschreiben ließen, dass diese Kredithäufung mit familiärem Konsum kaum zu erklären ist. Dieses Phänomen, so folgert er, »verweist auf deren spezifische kleinunternehmerische Aktivitäten im Hausier- und Hökereihandel [...]. Mit Hilfe von Krediten organisierten die Bergmannsfrauen die Vorfinanzierung der von ihnen erworbenen Handelswaren wie Textilien und spezielle Nahrungsmittel.«<sup>120</sup>

116 Vgl. *Craig Muldrew*, *The Economy of Obligation. The Culture of Credit and Social Relations in Early Modern England*, London/Basingstoke 1998; sowie *ders.*, *Zur Anthropologie des Kapitalismus. Kredit, Vertrauen, Tausch und die Geschichte des Marktes in England 1500–1750*, in: *Historische Anthropologie* 6, 1998, S. 167–199.

117 *Carola Lipp*, *Aspekte der mikrohistorischen und kulturalanthropologischen Kreditforschung*, in: *Jürgen Schlumbohm* (Hrsg.), *Soziale Praxis des Kredits. 16.–20. Jahrhundert*, Hannover 2007, S. 15–36, hier: S. 22f. Vgl. auch *Melanie Tebbutt*, *Making Ends Meet. Pawnbroking and Working-class Credit*, Leicester 1983; sowie *Karl Christian Führer*, *Pawning in German Working-Class Life Before the First World War*, in: *International Review of Social History* 46, 2001, S. 29–44; *Andreas Kulhawy*, *Das Braunschweigische Leihhaus als Instrument der Modernisierung (1830–1918)*, Braunschweig 2012.

118 *Tebbutt*, *Making Ends Meet*, S. 16f.

119 *Ebd.*, S. 22.

120 *Johannes Laufer*, »Soziale Kredite«. Kredit als Element der Sozialordnung in den Oberharzer Bergstädten des 19. Jahrhunderts, in: *Schlumbohm*, *Soziale Praxis des Kredits*, S. 99–120, hier: S. 114.

Wo die einen Kredite aufnahmen, um ein Geschäft zu forcieren, da machten die anderen aus der Kreditvergabe ihr Geschäft. Vor allem bei Kleinkrediten ist es schwierig, den Grad der Kommerzialisierung zu fassen, griffen hier doch immer auch soziale Motive.

»Bei Kleinkrediten war nicht der finanzielle Gewinn wichtig, sondern die mit dem Kredit erworbene langfristige Chance, im Bedarfsfall ähnliche Leistungen zu erhalten und ebenfalls unterstützt zu werden. Es geht also nicht um direkte Reziprozität wie bei der Gabe, sondern um allgemeine perspektivische, hinter der die Frage nach Zinsgewinnen (partiell wenigstens) zurücktrat. Vor allem im Kontext der Familienökonomie und von Erbgängen gingen oft Geschenk und günstiger Kaufkredit direkt ineinander über.«<sup>121</sup>

Ähnliche Ambivalenzen prägten auch ländliche Gewerberegionen. Einerseits zeigt sich eine zunehmende Abhängigkeit kleiner Produzenten von kaufmännischem Kapital, andererseits eine lokal verankerte Kreditökonomie, an der »so gut wie alle ländlichen Schichten« beteiligt waren. Zu einem gewissen Teil war dieses System »nur ein anderer Ausdruck für die Arbeits-Produkten-Tauschwirtschaft, da die Unterschichten die Schulden oft wieder in Arbeit abgegolten haben«; also nicht nur wenig kapitalistisch, sondern im Einzelfall auch hinderlich für die Ausbreitung des handelskapitalistischen Kredits.<sup>122</sup> Allerdings wäre es verfehlt, die kleinen freundschaftlichen, nachbarschaftlichen und familiären Kredite gänzlich aus dem Feld kapitalistischer Ökonomie zu verabschieden – dafür war die Geldleihe einerseits zu verbreitet und andererseits in ihren Formen und Motiven zu vielfältig. Oft waren es Frauen, die kleine Finanzgeschäfte betrieben. Sie organisierten nachbarschaftliche Sparvereine, verwalteten und verliehen Gelder und anderes.<sup>123</sup> Die meisten dieser Aktivitäten hatten ein bestimmtes Ziel vor Augen: »to make some extra money by easing their neighbours' immediate financial worries«. Allerdings waren die wenigsten Kreditgeber ausschließlich als Finanzdienstleister aktiv. Im Regelfall waren es Buchmacher, Wirte oder Händler, die das Kreditgeschäft schlicht als Verlängerung ihrer »eigentlichen« Tätigkeit betrachteten und betrieben.<sup>124</sup> Auch dieses aus der kleingeldkapitalistischen Welt des 19. Jahrhunderts bekannte Modell der privaten Kleinkredite hat inzwischen eine Renaissance erfahren; etwa in Form des Online-Kreditmarktplatzes Auxmoney.com. Derartige Angebote sollen es ermöglichen, direkt, also unter Umgehung von Banken als Gatekeeper, in die Kreditnehmer zu investieren – und zwar »von Mensch zu Mensch«, »in echte Projekte und nicht in abstrakte Fonds«.<sup>125</sup>

Die skizzierten Finanzpraktiken lassen sich in verschiedene Richtungen interpretieren. *Erstens* bietet es sich an, die vielfältigen Kreditinstrumente und den Umgang mit ihnen als Strategien sozialer Sicherung zu fassen. Dabei erfüllten die einzelnen Kreditformen

121 Lipp, Aspekte der mikrohistorischen und kulturalanthropologischen Kreditforschung, S. 29f.

122 Vgl. Mooser, Ländliche Klassengesellschaft, S. 293–298.

123 Jürgen Finger identifiziert ein weiteres, im Vergleich zur Geldleihe bisher noch kaum bearbeitetes Feld: das Agieren als Kleinanleger auf dem »grauen Kapitalmarkt« bereits seit der Mitte des 19. Jahrhunderts (vgl. den Beitrag in diesem Band). Offenkundig hielt der Kleingeldkapitalismus früh Einzug in die Finanzmärkte. Dabei stellt sich auch die Frage nach dem Aufstieg von Finanzspekulationen als sozialer Praxis, wie sie etwa Kieran Heinemann für die britische Geschichte der 1950er- und 1960er-Jahre diskutiert (vgl. den Beitrag in diesem Band).

124 Benson, Penny Capitalists, S. 89–97, hier: S. 89; vgl. auch Tebbutt, Making Ends Meet, S. 50–54.

125 Dieses sehr spezifische Verständnis von Kredit durchzieht in aufschlussreicher Rhetorik den gesamten öffentlichen Auftritt, vgl. URL: <<https://www.auxmoney.com>> [11.8.2016]. Derartige Geschäftsmodelle fügen sich bruchlos in wirtschaftspolitische Ideologien, die die Zukunft des Kapitalismus in einem finanzmarktgetriebenen Wachstumspfad sahen. Alles werde gut, so parodiert Randall Collins diese Position, wenn jeder sein eigener kleiner Finanzmarktkaapitalist werden und anfangen würde, nicht mehr von Lohneinkommen, sondern von »investment returns« zu leben. Collins, End of Middle-Class Work, S. 44–47.

durchaus verschiedene Funktionen. »Kurzfristige Kleinkredite sowie das Borgen und Anschreiben dienten in der Regel der Versorgung mit lebensnotwendigen Gütern und zur Überbrückung akuter Mangel- oder Teuerungskrisen«, während langfristige Hypothekendarlehen »zur Finanzierung außerordentlicher Bedürfnisse und insbesondere zum Haus- und Grunderwerb genutzt« wurden und »Teil gruppenspezifischer Strategien sozialer Sicherung« waren. »Kredite«, so resümiert Johannes Laufer, »bildeten einen zentralen Bestandteil dieses Selbsthilfepotentials oder der Ökonomie des Notbehelfs«. <sup>126</sup> Zweitens wäre es denkbar, Bezüge dieser praktischen Selbsthilfebemühungen zu frühsozialistischen Debatten herzustellen, etwa zu Henri de Saint-Simons »Pläne[n], durch eine Zentralbank für eine faire, vor allem den unteren Schichten zugute kommende Verteilung von unternehmerischem Startkapital zu sorgen«. <sup>127</sup> Die Kreditfrage wird in dieser Perspektive zu einem Vehikel, die Ungerechtigkeiten des kapitalistischen Markts dadurch zurückzudrängen, indem es alle in den Stand versetzen soll, unternehmerisch zu agieren. Der Kredit wird zu einem »sozialrevolutionären Prinzip [...], weil er die Kaufkraft von der Kontrolle durch ererbten Reichtum befreit«. <sup>128</sup> Drittens ließe sich diskutieren, inwieweit Strategien sozialer Absicherung oder marktsozialistische Utopien in kapitalistische Investitionsstrategien übergangen, wurde doch beispielsweise der Haus- und Wiesenbesitz bewusst als Quelle von Miet- und sonstigen Einnahmen begriffen – zur Verbesserung des Haushaltsbudgets, zur Erwirtschaftung des Hypothekenzinses, aber auch zur Anhäufung kleiner Vermögen etwa mit Blick auf die Altersversorgung. <sup>129</sup> Einige der skizzierten Beispiele deuten darauf hin, dass Klein- und Kleinstkredite nicht nur der unmittelbaren Bedürfnisbefriedigung, also der Besorgung der Dinge des täglichen Bedarfs oder der Versorgung mit lebensnotwendigen Gütern, dienten, sondern auch der Unternehmensfinanzierung, wie bescheiden auch immer. Auch im Kleinen zeigen sich Unternehmer in einem weiteren, bereits diskutierten schumpeterschen Sinn: nämlich diejenigen, die mit geliehenem Geld eine Unternehmung angehen. Viele der Klein- und Kleinstkredite haben sicher dazu gedient, die gelegentlich oder regelmäßig sich auftuende Kluft zwischen Einnahmen und Ausgaben zu überbrücken, Zahlungsausfälle oder -verzögerungen kurzfristig abzufedern, waren also Betriebskredite, die Schumpeter als nicht relevant für die Bestimmung der Funktion des Unternehmers begreift. Andere Kredite dürften allerdings Schumpeters Modell, das auf einen konstitutiven Zusammenhang von Unternehmer und Kredit abhebt, nahekommen. In gewisser Weise scheinen die Klein- und Kleinstunternehmer sowie die prekären Soloselbstständigen des 19. Jahrhunderts einen günstigeren Zugang zu Kapital gehabt zu haben als ihre heutigen Pendanten. Gegenwärtig, so zumindest Sergio Bologna, hätten nämlich kleine Selbstständige kaum einen Zugang zum Kreditmarkt – weshalb man sie im strengen Sinn nicht »Unternehmer« nennen sollte. Kredite können zwar durchaus eine Rolle spielen, diese seien aber in der Regel nicht als Investitionskredite über den freien Markt organisiert, sondern als ein Instrument der Beschäftigungspolitik seitens der öffentlichen Hand. <sup>130</sup>

126 Laufer, »Soziale Kredite«, S. 101f. Die Pfandleihe dürfte wegen der geringen Höhe der zu realisierenden Summen nur selten zur Überbrückung unmittelbar drückender Notlagen in Anspruch genommen worden sein, sondern kam wohl eher infrage, wenn man kurzfristige Sonderausgaben hatte und sich ziemlich sicher war, die beliebigen Dinge rasch wieder auslösen zu können. Vgl. Führer, *Pawning in German Working-Class Life*, S. 42f.

127 Honneth, *Idee des Sozialismus*, S. 90.

128 Ders., *Die Kritik des Marktes vom 19. Jahrhundert bis zur Gegenwart*, in: *ders./Lisa Herzog* (Hrsg.), *Der Wert des Marktes. Ein ökonomisch-philosophischer Diskurs vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart*, Berlin 2014, S. 155–173, hier: S. 157.

129 Vgl. Laufer, »Soziale Kredite«, S. 112f.

130 Bologna, *Die Zerstörung der Mittelschichten*, S. 33 und 58–60. Punktuell scheint sich das gegenwärtig, etwa durch Crowdfunding-Modelle oder Kleinkreditplattformen, zu ändern.

## V. RESÜMEE UND PERSPEKTIVEN

Im vorliegenden Aufsatz wurden, in theoretisch-konzeptioneller Absicht, Entwicklungen angesprochen, die auf den ersten Blick disparat wirken. Ihr gemeinsamer Nenner besteht darin, dass sie sich jenseits der Fabriken und Großunternehmen abspielten. Eine systematische Dezentrierung des Industriekapitalismus, das sollte deutlich geworden sein, ermöglicht es, Praktiken in den Blick zu nehmen, die bisher als marginal erscheinen konnten: Praktiken, die zwar nicht *industriekapitalistisch*, aber dennoch sehr wohl *kapitalistisch* und zudem verbreiteter (und für den Kapitalismus vielleicht auch charakteristischer) sind, als es den Anschein hat. Sowohl in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts als auch gegenwärtig begegnen Figuren wie etwa Kleingeldkapitalisten, prekäre Unternehmer und Solo-selbstständige, die sich einer sauberen begrifflichen Abgrenzung entziehen, gleichwohl aber zu einer Neujustierung der Kapitalismustheorie beitragen können. Vor allem aber zeigen sich sozialgeschichtliche Brücken für einen Epochenvergleich, der – vielleicht etwas zu pointiert gesagt – Prä- und Postfordismus kurzschließen kann. In vergleichender Perspektive könnte *erstens* die Aufmerksamkeit auf kapitalistische Beschäftigungsformen gelenkt werden, die durch eine relative Kontrolle über den Arbeitsprozess gekennzeichnet beziehungsweise dauerhaft zwischen Lohnabhängigkeit und Angestelltenverhältnissen angesiedelt sind; also Beschäftigungsformen, bei denen *indirekte* Abhängigkeiten – vom Markt, von Krediten und anderen Faktoren – gegenüber *direkten* Eingriffen und Anweisungen dominieren. *Zweitens* wäre der Vergleich auf kleinbetriebliche Formen auszurichten, die wenig Raum für formalisierte interne Hierarchien oder strikte Rollenaufteilung und Arbeitsteilung lassen – also auf Unternehmensformen, die schnelles Wachstum ebenso ermöglichen wie geräuschloses Schrumpfen, da ihre Grenzen relativ offen sind. *Drittens* erschließen sich Ähnlichkeiten prä- und postfordistischer Beschäftigungen über die spezifische Form der Arbeitszeitgestaltung: sich regelmäßig, aber nicht immer vorhersehbar abwechselnde Phasen erheblicher Arbeitsverdichtung und relativer Unterbeschäftigung; ein eher projektformiger als kontinuierlich-linearer Arbeitsprozess sowie die wechselseitige Durchdringung von Arbeit und Freizeit. *Viertens* ist zu fragen, ob und welche Tätigkeiten, Dienstleistungen und anderen Felder jeweils bevorzugt zusammengebunden werden (und welche Fähigkeiten und Kompetenzen dafür prädestiniert sind, in mitunter sehr verschiedenen Kontexten kapitalisiert zu werden), trägt der prekäre Kleingeldkapitalismus doch in jeder Epoche Zeichen einer kombinierten Ökonomie und einer Nischenökonomie. *Fünftens* ähneln sich die zum Einsatz kommenden Produktionsmittel, also Werkzeuge, Technik, Kapital und andere, zumindest in funktionaler Hinsicht. Prekäre Selbstständige finanzierten und finanzieren sich und ihre Unternehmungen weder im Vormärz noch »nach dem Boom« über den Aktienmarkt oder klassische Unternehmenskredite etablierter Geschäftsbanken. Über diese negative Bestimmung hinaus hätte ein Vergleich die Aufgabe, die jeweils konkreten Finanzierungsmodelle in ihren Gemeinsamkeiten und Unterschieden herauszuarbeiten. Es ist zu vermuten, dass in der konkreten Ausgestaltung die Unterschiede überwiegen, während Gemeinsamkeiten eher funktionaler und struktureller Natur sein dürften. Ähnlich verhält es sich auch in anderen Bereichen: Ein vormärzlicher Tischler verwendete natürlich andere Werkzeuge und Technik als ein postfordistischer Grafikdesigner. In beiden Fällen wäre aber zu diskutieren, ob und inwieweit eine bestimmte Art der Beschäftigung eine bestimmte Art von Werkzeugen und Technik privilegiert (und vielleicht auch voraussetzt): solche nämlich, die einerseits möglichst wenig Betriebskapital dauerhaft binden und andererseits flexibel einsetzbar sind.

Empirische Tiefenbohrungen in jedem der angesprochenen Bereiche werden sicher auch den Blick für die Grenzen eines epochenübergreifenden Vergleichs schärfen. Die im vorliegenden Aufsatz als prekäre Selbstständigkeit oder Kleingeldkapitalismus beschrie-

benen Praktiken sind sicher nicht identisch. Ihre Vergleichbarkeit, so die zugrunde gelegte Hypothese, ergibt sich in erster Linie aus dem Spannungsverhältnis zum Industriekapitalismus. Rückt man die Besonderheiten dieser Praktiken in Abgrenzung zur industriellen Produktion ins Zentrum, dann kann an die Stelle der homogenisierenden Dampfwalzentheorie des Kapitalismus, die Karl Marx und Friedrich Engels im »Manifest der Kommunistischen Partei« entfaltet haben und deren rhetorische Suggestivkraft zahlreiche Kapitalismuskapitel seither prägt, der Fokus auf lokale Dynamiken treten, der vielleicht zum Ausgangspunkt einer Geschichte der Formierung einer klein- und kleinstkapitalistischen Multitude werden kann.